

Werk

Titel: Magazin der neuern französischen Literatur; Magazin der neuern französischen Literatur

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556507851_0001

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851_0001

LOG Id: LOG_0036

LOG Titel: Auszüge

LOG Typ: periodical_part

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556507851

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556507851>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



M a g a z i n

der

neuern französischen Litteratur.

Zweytes Stück.

Auszüge.

I.

Monde primitif, analysé & comparé avec le monde moderne, considéré dans son génie allegorique & dans les allegories, auxquelles conduisit ce génie; précédé du Plan general des diverses parties qui composeront ce *monde primitif*. Avec des figures en taille - douce. Par Mr. Court de Gebelin. à P. ris 1773.

Zim vorigen Stücke dieses Magazins erhielt das Publikum nur einen Plan von diesem Werke, um sich vom Ganzen einen Begriff machen zu können, was der Verfasser zu leisten gedächte. Diesmal will ich mich auch noch beim Generalplan aufhalten, N. S. L. 80. (3) aber

aber so, daß ich dem Leser nichts Allgemeines mehr darüber sagen werde. Ich will ich ihm bloß, aus dem vor mir liegenden Generalplan, der das erste Stück des ersten Bandes ausmacht, einige Proben vorlegen, wie der Verfasser in seinen Unternehmungen zu Werke geht, und aus was für Gesichtspunkten er die Gegenstände seiner Untersuchungen anzusehen und zu betrachten pflegt.

Ich wähle zuerst etwas aus dem Artikel über das ursprüngliche Wörterbuch, welches den dritten Gegenstand in seinem Plane ausmacht.

A.

Das erste Wort des ursprünglichen Wörterbuchs, und aller andern Wörterbücher.

I.

Werbh des A als Laut.

A ist eines von den Elementen des Sprachwerks, welche man Laute oder Töne nennt, wenn man sie in der gesprochenen Sprache betrachtet, und Selbstlauter, wenn man sie in der geschriebenen Sprache betrachtet.

Es wird aus der größten möglichen Oeffnung des Mundes gebildet, so daß es auf der Leiter der Töne oder Selbstlauter das nemliche ist, was das Si in der Oktave der musikalischen Töne ist. Es stellte sogar das Zeichen Si in der egyptischen Musik vor, wo die sieben Selbstlauter dazu dienten eine Oktave zu bezeichnen: und es ist auch verschiedener Grade der Erhöhung in seinem Ton fähig; so daß das A eines Volks mit dem A eines andern Volks in der Oktave stehen kann.

Wir dürfen uns also nicht wundern, daß das A an der Spitze der Worte steht: auf die höchste Stufe der Tonleiter gestellt, herrscht es mitten unter den übrigen Tönen wie ein Monarch mitten unter seinen Untertanen.

Es ist der wohlklingendste, und zeichnet sich gleich auf die merkwürdigste Art aus. Wir werden alsdenn aus diesen physischen Eigenschaften, die ihm eigen sind, und die ihn charakterisiren, alle Bedeutungen entsiehen sehen, womit er sich bekleidet hat.

Er hat eine eigene und schneidende Aussprache, und gehört allen Völkern zu: er existirte in der Ursprache; er wird allen Sprachen angehören; und er hat sich mit keinem von den andern Lauten, die ihm alle untergeordnet sind, jemals vermischen können, und wird es auch nie können.

Man hat also Unrecht, wenn man sagt: 1) daß die Morgenländer kein A haben; 2) daß es seinen natürlichen Werth verlor, um den Werth eines andern Lauts anzunehmen: aber man höre ist, was geschah, und was zu diesen Irthümern Anlaß gab.

Die Morgenländer, welche den Mund stärker und mit mehrerer Leichtigkeit öffnen als wir, sprechen deswegen alle Töne mit der ganzen Kehle aus: denn je weiter sich der Mund öffnet, desto mehr strengt sich das Sprachwerkzeug in seinem innern Theile an; so daß der ganze Mechanismus des Mundes in diesem Punkte sich concentrirt: folglich sprechen sie die Töne mit einer Vermischung von Aspiration aus: dieß hat das Urtheil veranlaßt, daß diese Völker nichts als Aspirationen und Spiritusse, und keine Laute hätten, wie wir haben; aber A ist darum nicht weniger A, ob es gleich mit einem Hauch Ha ausgesprochen wird.

Auch wird das A Spiritus genannt, selbst ben den Morgenländern, ein Wort, das ohngefähr das nemliche bedeutet, was ein Laut sagen will; denn die Laute sind die Wirkung des Spiritus oder des Hauchs.

Auf einer andern Seite hat es sich zugetragen, und zwar bey allen Völkern ohne Ausnahme, daß der Laut A anstatt anderer, und andere anstatt dessen gesetzt worden.

Wir sagen also J'ai statt Ja, je vais statt je vas, und wenn die Italiener und Gascogner sagen ils ant, ils vant, so sagen wir ils ont, ils vont.

Aus dem lateinischen Sal haben wir Sel gemacht. Aus dem eolischen Wort Mufa machten die Griechen *μυση*, Mufé; und aus Mana der Mond, machten sie *μηνη*, Méné.

Die Lateiner selbst verwandelten das A der Wurzelwörter in den abgeleiteten und zusammengesetzten Worten in e und i. Sie sagten accipio und feci, ob sie gleich die Wurzelwörter cap und fac aussprachen.

Indessen bleibe doch A immer A.

II.

Sein Werth als Geschrey.

Da A eines von den reizbarsten Elementen des Sprachwerkzeugs ist, und sich zu allen unsern Bedürfnissen mit der größten Leichtigkeit hergiebt, so wird es beständig gebraucht, und hat eine große Anzahl verschiedener Verrichtungen auf sich, die alle seinem natürlichen Werth angemessen sind.

Als Wirkung unserer Sensationen betrachtet, aber der lebhaftesten, der stärksten Sensationen, (denn sie können nur durch den höchsten, lärmendsten Ton ausgedrückt werden,) ist A das Geschrey, oder der Ausruf starker Leidenschaften, des Erstaunens, der Bewunderung, der Ueberraschung, 2) des Vergnügens, 3) des tiefsten Schmerzes.

Und es schildert alle diese Empfindungen mit der größten Energie, weil es auf eben die Art ausgesprochen wird, wie diese Empfindungen auf uns wirken, indem es nichts anders ist, als die unmittelbare Wirkung ihres Eindrucks.

Die Bewunderung reißt uns gewissermaßen außer uns selbst, um uns mit dem äußern Gegenstande, welcher

cher Eindruck auf uns macht, zu vereinigen: in dem A, welches die Bewunderung hervorbringt, bricht die Stimme gleichsam mit eiliger, und mehr oder minder ertösender Schnelligkeit aus.

Die Freude, welche das Lachen hervorbringt, erschüttert die Nerven des Sprachwerkzeugs; sie zieht sie mit der größten Geschwindigkeit zusammen, und dehnt sie mit der größten Geschwindigkeit aus: daher kommen die hinter einander folgenden und verdoppelten A beim Lachen.

Der Schmerz hingegen zwingt und preßt uns gleichsam in uns hinein, zu gleicher Zeit, da er uns niederschlägt und uns die Kräfte nimmt: daher diese klagenden A, welche man mit so vieler Mühe aus der Brust herauszieht, und welche die Angst, die uns drückt, so fühlbar schildern, weil sie uns nur auf eine schleppende und schmerzhafteste Art entwischen.

III.

Sein Werth in der Sprache der Sensationen,
1) als Wort.

Wenn dieser Schall in dem Ausdruck der Sensationen, von denen wir gerührt werden, einen so auszeichnenden Platz einnimmt, so behauptet er keinen weniger merkwürdigen in der Sprache der Sensationen, das heißt, in dieser Sprache von Lauten gebildet, die zu Worten geworden, welche die Gegenstände und Ideen schildern, die sich auf die Sensationen beziehen. Und diese Worte sind ebenfalls die natürliche Wirkung der Eigenschaften des Schalls A, welcher die Wurzel davon ist.

A, welches, wie wir gesehen haben, von der Natur selbst, an die Spitze der Töne gestellt ist, wird das natürliche Bild jeder Idee von Superiorität, Priorität

tät und Beherrschung: und folglich der Name der Proprietät.

In diesem Sinn ist A ein sehr energisches Wort, und wenn es mit dem Namen einer Person oder eines Gegenstandes vereinigt ist, so bezeichnet es mit aller Klarheit, und aller möglichen Genauigkeit, daß diese Person Eigentümer dieses Gegenstandes sey.

Und dieß ist hier eine große Grundregel, die man nie aus dem Gesichte verlieren muß: wenn man also die Etymologie oder den Ursprung eines Worts entdecken will, so muß man es nicht einzig und allein an sich betrachten, sondern man muß auch darauf acht haben, wie es zur Materie einer Idee beiträgt, weil man nur in Beziehung auf diesen Zweck Worte nöthig hat.

Auf diese Art wird A das Zeitwort A oder avoir, ein Besetzungswort, welches einer erstaunlichen Menge von Sprachen gehört, bald für sich allein besteht, als Besetzungswort; bald ein Zeitwort bildet, welches durch seine Vereinigung mit einem Namen zusammengesetzt ist, wie wir in dem Vergleichungswörterbuche der Sprachen hinlänglich sehen werden.

IV.

2) Als Vorwort.

Wenn dieses Wort A in der Gesellschaft eines Vornoms zum Wort wird, und zwischen zwen Nennwörtern steht, so wird es ein Vorwort, das heißt, ein Wort, welches anzeigt, daß der eine von diesen Gegenständen Eigentümer, und der andere seine Sache, sein Eigenthum war. Wir sagen also:

Livre A moi: Ville A la France.

Elliptische Phrasen, welche man statt sehr langer, sehr falter Phrasen braucht, und die nicht mehr sagen würden. Wirft man die Augen auf diese, so sieht man sehr wohl, daß sie die Person, die Moi genannt wird, als den Eigentümer

thümer eines Buchs anzeigen, von dem man redet, und so auch Frankreich als die Eigenthümerinn der Stadt, von der die Rede ist.

In dem Kapitel von der allgemeinen Grammatik über die Vorwörter, wird man finden, auf welche Art das Vorwort A vielerley Werth in sich faßt, der mit diesem gleichförmig ist.

Und in den etymologischen Wörterbüchern des Lateinischen und Griechischen, welche Vorwörter in diesen Sprachen aus dem Wort A entstanden.

V.

Sein Werth an der Spitze der Wörter.

In allen Sprachen, welche zusammengesetzte Worte haben, ist an die Spitze einer großen Anzahl von Wörtern ein A vorgesezt.

1) Bisweilen nur um den Ton derselben harmonischer zu machen; so fügt z. B. der Buchstabe A in dem Wort *achever* nichts zum Radicalsinn hinzu: es enthält nichts weiter als das Wort *chever* wenn es gebräuchlich wäre, und welches so viel heißen würde als *conduire une chose à chef*, so wie das Wort *finir* bedeutet *conduire une chose à fin*; und doch sagt man nicht *à-finir*, so wie man wiederum nicht sagt *chever*. Woher kommt diese Verschiedenheit der Analogie? Unstreitig daher, weil *finir* harmonisch genug ist, um sich selbst genug zu seyn, indessen *chever* an und für sich selbst nicht Harmonie oder Körper genug hatte, und man den Ton durch Hinzufügung des Buchstaben A entscheidender und angenehmer machen mußte. Die französische Sprache würde uns noch mehr dergleichen Beispiele an die Hand geben können: und so ist es auch mit andern Sprachen; so machen die Italiener aus unserm Wort *buttiner* ihr Wort *abbottinare*, welches nicht mehr und nicht weniger ist; eben so sagen sie *anacalato* statt *canalato*, *canele*.

2) Aber öfter wird A an die Spitze von Worten gesetzt, um neue Ideen oder zusammengesetztere Ideen auszudrücken.

So drücken die Zeitwörter *amaigrir* und *acheminer* Ideen aus, die von denen ganz verschieden sind, welche uns die einfachen Worte *maigrir* und *cheminer* darbieten; denn sie enthalten noch die Idee eines Agenten, welcher der Sache fremd ist, und welcher auf sie wirkt.

3) Bisweilen macht es bei den zusammengesetzten Worten einen wesentlichen Theil aus; so daß diejenigen, mit denen es vereinigt ist, nicht mehr dieselbe Idee, in sich halten, und eine ganz andere Bedeutung enthalten würden, wenn es weggelassen würde; dergleichen sind unsere Worte:

Affaire, Avenir, Abandon.

Die beiden ersten zeigen eine Sache an, die zu thun ist, *à faire*, eine Zeit, die kommen soll, *à venir*: dieß sind wahre Ellipsen.

Eben so ist es auch mit dem Wort *abandon*, dessen Ursprung so ungewiß ist. Es ist ein wahres zusammengesetztes Wort aus den drei Wörtern A, *ban*, *don*, welche in der französischen Sprache Statt haben, und wovon das zweyte *Public*, das *Publicum*, die öffentliche Sache bedeutet; so daß diese vereinigten Worte dem Buchstaben nach bedeuten *un don fait à Ban, au Public*, eine Sache, die man dem ersten, der sich ihrer bemächtigt, überläßt, und über die man alle seine Rechte aufgibt.

Alle Sprachen haben eine Menge Worte, wo das A dergleichen Rollen auf sich hat. Unser Vergleichungswörterbuch wird sehr viele solche Beispiele enthalten, selbst in den morgenländischen Sprachen wie die hebräische, wo man den Ursprung einer großen Anzahl Worte einzig deswegen aus dem Gesichte verloren hat, weil sie an ihrer Spitze ein A angenommen hatten, als *Abent* und

und Amal, welche nichts anders sind als unsere Worte Bande und Mal.

4) Man wird auch in unsern etymologischen Wörterbüchern der griechischen und lateinischen Sprache sehen, daß dieser Buchstabe A, an der Spitze von Worten, einen ganz verneinenden Sinn anzeigt, und wir werden den Grund davon angeben.

VI.

Sein Werth als Artikel.

In den nordischen Sprachen ist A der Artikel einer, eine, eines geworden. A Man, ein Mensch, ein Mann, im Englischen und Rumischen u. s. w. A Wife. ein Weib.

Aber dieses rührt von einer Urbedeutung dieses Buchstabens her, wovon wir reden werden.

VII.

Werth, den das A bey den Morgenländern allgemeiner hat, als bey den Abendländern.

Besonders bey den Morgenländern bezeichnet der laut A, außer der Idee von Eigenthum und Herrschaft, überdieß die Idee von Priorität, wovon die Idee vom Eigenthum nur eine Modification ist.

A bedeutet also so viel als premier, und bedeutet es in seinem ganzen Umfang.

Das Erste, in der Hauptzahl, eins, Einheit.

— — in der Ordnungszahl, erster.

— — in der Zusammensetzung, Grundregel, Anfangsgrund.

— — in der Würde, Oberhaupt.

— — im Rang und in physischer Ordnung, Führer, Begleiter.

— — in der moralischen Ordnung, Meister, der unterrichtet, führt.

Als Zeitwort bedeutet es in diesem Sinn

- 1) führen, leiten.
- 2) lehren, unterrichten.
- 3) zeigen, anzeigen.

Ideen, die einander untergeordnet sind, und die nur in Ansehung der Dauer von einander verschieden sind

Man führt während dem Gehen,

Man unterrichtet über den Weg, den man gehen soll.

Man zeigt den Weg.

- 4) finden, erfinden,

weil derjenige, welcher erfindet, und welcher findet, nothwendig der Erste ist.

VIII.

Sigürlicher Werth des A in den morgenländischen Sprachen.

In den morgenländischen Sprachen hat das A einen sigürlichen Werth angenommen, den man für seinen eigenen Werth genommen; dieß verhinderte, daß man auf seinen wahren Ursprung kommen konnte, und brachte diejenigen vom rechten Weg ab, die sich damit beschäftigen wollten. Wir können es also nicht mit Stillschweigen übergehen, um so viel mehr, da die Erklärung, die davon gegeben werden soll, ein neuer Beweis seyn wird, daß der verschiedene Werth jedes Worts nie ganz willkürlich seyn können; hierdurch sollen auch die Ideen berichtigt werden, die man sich von diesen Sprachen bildete, als wenn sie bey Formirung der Worte keine Grundregel befolgt hätten.

A wenn es Alph ausgesprochen wird, das Alpha der Griechen, bedeutet in den alten Sprachen einen Ochsen. Man hat sogar geglaubt, daß dieses seine eigentliche Bedeutung sey.

Plutarch hat uns hierüber in seinen Tischfragen ein phöniciſches Märchen aufbehalten, welches von den Grie

Griechen als ein wahres Faktum angenommen worden, und welches wir hier nicht mit Stillſchweigen übergehen können.

Cadmus, welcher müde geworden war, Länder und Meere zu durchlaufen, um seine Schwester Europa zu suchen, die er nicht fand, wendete sich an ein Orakel, welches ihm befahl, im Neumond einer Kuh zu folgen, an dem Orte, wo sie ruhen würde, eine Stadt zu bauen, und sich daselbst wohnhaft nieder zu lassen. Er machte sich also auf den Weg; bald darauf begegnet er der Kuh, von der das Orakel geredet; sie geht vor ihm hin, und er folgt ihr. In den Ebenen von Böotien bleibt sie stehen; er bleibt ebenfalls stehen, baut Theben, und zum Andenken der Kuh, seiner Wohlthäterinn, setzt er an die Spitze seines Alphabets den Buchstaben A, weil er in seiner Sprache eine Kuh bedeutete.

Dies ist eine Etymologie nach griechischer Manier, die uns betrügt, wenn man sie nur als Etymologie ansieht, so wie man bisher den Griechen nachgethan hat: die aber eine sinnreiche Allegorie enthält, wenn man sich in den Orient versetzt, wo sie entstanden ist.

A ist nicht der eigene Name des Ochsen im Orient; sein wahrer und eigener Name ist Taur, welcher in alle unsere abendländischen Sprachen übergegangen. Der gegenwärtige ist also nur ein Beynahme, eine Anspielung, aber von den natürlichsten, welche den Ochsen als ein Thier schildert, welches der Mensch, der seinen Nacken unter das Joch bog, und ihn zu seiner Kunst brauchte, im häuslichen Stand auf- und angenommen hat. Unter dieser Idee schildert man immer den Ochsen, und so charakterisiren ihn auch die Dichter in den Gemälden, wo sie die Natur und die Arbeiten des Landmanns schildern.

Nichts

Nichts ist sinnreicher als die Geschichte des Cadmus, wenn man ihn als das Haupt einer Colonie betrachtet. Wenn ihm das Orakel antwortet, er solle sich an dem Ort, wo sich die Kuh aufhalten wird, niederlassen, so giebt es ihm dadurch in der That den wichtigsten Unterricht. In welchen Gegenden verweilen sich die Heerden lieber als in fetten und fruchtbaren Dertern, welche an guter Weide einen Ueberfluß haben? und sollen sich nicht Colonien an dergleichen Orten festsetzen, wo sie überflüssigen Unterhalt haben, der keinen Vorschuß erfordert, und wo sie den Vortheil haben die zahlreichsten Heerden unterhalten zu können?

So war Bœotien beschaffen, das vortrefflichste und reichste Land an Viehweiden, wie denn auch wirklich der Name selbst anzeigt; denn Wort für Wort heißt Bœotien Aufenthalt des Ochsen. Vielleicht gab es zu der allegorischen Fabel des Cadmus selbst Anlaß, wenn es auch nicht selbst die Urheberinn davon war.

A stand also nicht an der Spitze des Alphabets, aber es bezeichnete einen Ochsen, weil es an der Spitze des Alphabets lernen bedeutete, in dem doppelten Sinn, unterrichten und unterrichtet werden.

IX.

Seine Gestalt als Buchstabenzeichen.

Nicht deswegen, wird ein Hebräer sagen, sondern weil der Buchstabe A einen Ochsenkopf vorstellte: aber das hieße den Pflug vor die Ochsen spannen. A konnte nur einen Ochsenkopf vorstellen, wann es der Name eines Ochsen geworden war. Es hatte also eine andere Figur vor dieser, so wie es auch vorher einen andern Werth hatte, als der ist, von dem hier geredet wird. Aber was war dieses für eine Gestalt, und welches war der Grund davon? — Wir wollen dieses in den Grundsätzen über den Ursprung des Alphabets, und eines jeden Elements,

Elements, aus dem es zusammengesetzt ist, aus einander sehen. Wir wollen alsdenn auch sagen, warum dieser Buchstabe Alpha oder Aleph hieß: dieses wird über das, was die, so sich bisher mit Etymologien beschäftigt, gesagt haben, mehr Genauigkeit und Bestimmtheit verbreiten.

Der vierte Gegenstand des Verfassers betrifft ein Vergleichungswörterbuch aller Sprachen. Wir dürfen uns hierbey nicht aufhalten; aber die Tabelle aller Sprachen, die er vergleicht, will ich hier übertragen. Sie enthält eine Geschichte der Sprachen, von denen der Verfasser klassische Bücher bekommen können.

	Arabisch.	Samaritanisch.
	Syrisch.	Medisch und Persisch.
Hebräisch und seine Dialekte.	Chaldäisch.	Armenianisch.
	Aethiopisch.	Maltesisch.
	Egyptisch.	Silhaisch, Showi- ahisch.
	Phöniciſch.	Malacaniſch.
Schlavonisch und seine Dialekte.	Russisch.	Lithauisch.
	Polnisch.	Böhmisch.
Celtisch und seine Dialekte.	Irriändisch.	Erſiſch.
	Galliſch.	Nieder-Bretanniſch.
	Sprache von Corn- wallis.	Baſkiſch.
	Sprache von Mo- na.	Biſkaiſch.
Die Tochter- ſprachen der morgenlän- diſchen und celtiſchen Sprache.	Phrygiſch.	ſetruriſch.
	Griechiſch.	lateiniſch.

Cimbriſch oder Kuniſch, wovon	} Danö - Gothiſch oder Alt-Däniſch. Norwegiſch. Scano - Gothiſch oder Alt-Schwediſch. Iſländiſch.	
Theutoniſch oder Alt-Deutſch, woher	} Miſo - Gothiſch. Allemanniſch Angeliſächſiſch, wo- Fräntiſch - Deutſch, her Engliſch und woraus das neuere Schottländiſch. Deutſch. Alt - Frieſländiſch. Flämländiſch und däniſch. Holländiſch.	
Die neuern Sprachſtö- cker der latei- niſchen und celtiſchen.	} Franzöſiſch. Languedocſiſch und Italieniſch ſeine Zweige. Spaniſch. Waldenſiſch. Portugieſiſch. Graubünderiſch.	
Verſchiedene Sprachen von Aſien.	} Chineſiſch Perſiſch. Indianiſch und Türkſiſch. ſeine Dialekte.	

Und eben ſo viel Wörterbücher, als der Verfaſſer hat analyſiren können.

Tartariſch.

Huroniſch.

Hungariſch.

Caraiſiſch.

Lappländiſch.

Taitianiſch und andere

Grönländiſch.

amerikaniſche Sprachen,

welche alle die nemlichen Reſultate gegeben haben.

In dem Vergleichungswörterbuche aller Sprachen werden die Worte unter das Urwort geſtellt, von dem ſie ihren Urfprung haben. Dieß vermehrt zahlreiche Geſellſchaften durch genealogiſche Bäume, wovon das Urwort die Wurzel iſt.

Ersichtlich sieht man die Worte, die vom Urwort herkommen, und im eigentlichen Sinn; 2) alle diejenigen, welche im figürlichen Sinn davon herkommen; 3) alle zusammengesetzte.

Jedes in der Ordnung des Alters der Sprachen und der Nationen, so daß, wenn man auf unsere neuern Sprachen kömmt, es fast nicht nothwendig ist, die Worte derselben diesen Familien beizufügen, so auffallend wird ihre Aehnlichkeit mit den Worten der alten Sprachen.

Aus dem etymologischen Wörterbuche der lateinischen Sprache ziehe ich die Etymologie folgendes Wortes zur Probe aus.

Foemina, die Frau.

Wenn man sagen hörte, daß dieses Wort, von dem man bis ist noch sehr unbefriedigende Etymologien gegeben hat, das weibliche Geschlechtswort von Homine sei, so würde man darüber lachen: und doch ist nichts wahrer. Ich will nicht anführen, daß in allen Sprachen immer ein Nom:n Substantivum ist, welches Mann und Frau bedeutet; im Hebräischen Ish und Isha; im Alt-lateinischen Vir und Vira, daher Virago; im Griechischen Anthropos, welches männlichen und weiblichen Geschlechts ist; aber hier kömmt die Vernunft mit der Sache überein, und ich beweise es auf folgende Art.

Das Fömininum von Homine wäre gewiß Homina: nun spreche man das o sanfter aus, nemlich æ, und verwandle die Aspiration in F, so hat man Fœmina. Es giebt keine Sprache, selbst die unsrige nicht ausgenommen, welche nicht Beispiele von dergleichen Verwandlungen aufweisen könnte. Die Bearnois sagen Henne statt Fenne oder Femme, und die Spanier, bey denen das Wort Hombre, welches von Homo herkömmt, Mensch bedeutet, haben das Fömininum von Hombre, Hembre gemacht. Ich zweifle nicht, daß

das Wort *Homina* bey den *Osciern* und *Sabinern* gebräuchlich gewesen, welche die *Aspirationen* liebten nach Art der *Celtiberier*, der *Orientalen*, und ihrer Nachbarn der *Toskaner*.

Das *etymologische Wörterbuch* von eigenen Namen und *Nennworten*, macht den neunten Gegenstand des *Verfassers* aus.

Es giebt Namen, die *bennah*e allen Sprachen *gemein* sind, und die *folglich* ihren *Ursprung* aus der *Ursprache* haben. Um dem *Leser* ein *Beispiel* zu geben, wie er in diesem *Stück* zu *Werke* geht, so wollen wir ihm die *Etymologie* des *Worts* *Celten* hersehen, ein *Name*, den *sonst* die *alten Einwohner* von *Europa* führten. Noch *niemand*, sagt der *Verfasser*, habe seine *Etymologie* *bisher* dargethan. *Strabo* leitet den *Namen* daher, weil sie *Ruhm* und *Glanz* sehr liebten. *Ander*e meynen das *Wort* bedeute so viel als *Helden* in *Germanien*, oder *Personen*, die unter *Zelten* liegen. *Wackius* hat gemeint, sie seyen *Abkömmlinge* von den *Chaldäern*. Der *P. Pezron* hat den *Namen* vom *Wort* *Gallu* hergeleitet, welches so viel heißt als *Tapferkeit*. *Baxter* von *Cæl*, ein *Wald*, weil sie *Waldbewohner* gewesen seyen. *Wachter* vom *celtischen* *Wort* *Cilydd*, ein *Ueberläufer*.

Der *Verfasser* verwirft diese *Nennungen* alle, und giebt der *allgemeinen* *Benennung* dieser *Nation*, nemlich *Celten*, die *Bedeutung* von *kalt*. Dieses *Wort* ist für alle *europäischen* Sprachen ein *Urwort*; und da die *Celten* sich *bennah*e über ganz *Europa* *ausgebreitet* haben, so ist diese *Etymologie* wenigstens sehr *wahrscheinlich*. Man muß nur nicht bey den *härtern* oder *sanftern* *Aussprachen* stehen bleiben, die von der *Beschaffenheit* jedes *Volks* herrührten.

Der *Name* *Celten* bedeutet also, nach dem *Verf.* so viel als *Bewohner* von *kalten* *Ländern*.

Kalt

Kalt

heißt auf Gothisch	Kald.	Angelsächsisch	Keald.
Schwedisch-Gothisch	Kald.	Fränkisch	Chalt.
Dänisch	Kaald.	Alamannisch	Chalt.
Deutsch	Kalt.	Hebräisch	Caldus.
Arabisch	Gald.	Lateinisch	Gelidus.
Englisch	Cold.	Französisch	Gelé, glacé.
Namländisch	Coud	Spanisch	Helado. (Hier verwandelt sich G in H nach gothischer Manier.)

Kälte.

Gallisch	Gel.	Griechisch	Κηλας.
Baskisch	Gela.		Κιελλαη.
Opisch	Gelas.	Arabisch	Gald.
Siculisch	Gelas.	Angelsächsisch	Cyle.
Runisch	Kuldi.		Cele.
Fränkisch	Chalti.	Kornwallisch	Glihi.
Alamannisch	Chalty.		Glit.
Deutsch	Kælte.	Spanisch	Helada.
Lateinisch	Gelu.	Bretannisch	Cierz.
Französisch	Gel, gelée.		

Schwedisch-Gothisch	Klake	gefornes Erdreich.
Spanisch.	Helar	gefrieren.
Bretannisch	Clezra	Eis machen.
	Clezret	eisigt.

Worte und folglich Sprachen machen die erste Klasse von den Untersuchungen des Verfassers aus. In der zweiten Klasse handelt er von Sachen; nemlich 1) vom allegorischen Alterthum, und 11) vom historischen Alterthum.

Unter die erste Rubrik gehören folgende Kapitel:

- 1) Symbolischer und allegorischer Geist des Alterthums.
- 2) Mythologie und heilige Fabeln.
- 3) Cosmogonien und Theogonien.
- 4) Symbolische Gemälde und Wappen.
- 5) Symbolische Lehre von den Zahlen.
- 6) Wörterbuch der Hieroglyphen und der Sinnbilder mit ihren Figuren.

Die zweite Abtheilung begreift das historische Alterthum; und in dieser behandelt der Verfasser:

- 1) Die Geographie der Urvwelt.
- 2) Ihre Chronologie.
- 3) Ihre Traditionen oder ihre Geschichte.
- 4) Ihre Sitten und Gebräuche.
- 5) Ihre Lehrsätze.
- 6) Ihre Ackerbaugesetze.
- 7) Ihren Kalender, ihre Festtage, und ihre Astronomie.
- 8) Ihre Künste, als die Poesie, und ihre Ursachen u. s. f.

Diese Gegenstände bestimmen die wahre Geschichte des Menschen, weil sie uns Ursache und Hülfsmittel dazu angeben; den Einfluß, den sie auf die Sitten und Meynungen hatten; den Grad der Verfeinerung, den das Volk erlangt hatte, welchem man diese Fakta zuschreibt; und hieraus selbst den Grad von Gewißheit, den sie verdienen.

Der Verfasser wirft noch einige Präliminarfragen auf, die auf die Entwicklung der acht Gegenstände des historischen Alterthums folgen sollen. Diese Präliminarfragen sind folgende:

- 1) An welchem Ort entsprang die Ursprache?
- 2) In welchen Augenblicken sieng das Genie des Menschen, das ihn zur Entdeckung der Künste und Kenntnisse führt, wodurch er sich seine Bedürfnisse verschafft, sich erhebt und unaufhörlich vervollkommnet, sich an zu offenbaren?
- 3) Welches waren die Progressen der menschlichen Kenntnisse, und welche Mittel hatte man angewendet, um sie zu vervollkommen, als sich die Ursprache in viele Dialekte theilte?
- 4) Wie gieng es zu, daß diese Urkenntnisse sich bey einigen vermehrten, und bey andern schwächer wurden oder ganz verloren giengen?

Ich schlicße hier diesen wichtigen Artikel, und verspreche ihn im nächsten Stücke fortzusetzen. Bisher beschäftigten wir uns nur noch mit dem Plan, künfrig aber wollen wir uns mit der Ausführung dieses großen Plans selbst unterhalten.

II.

Cours elementaire d'Education des sourds & muets, par Mr. l'Abbé Deschamps, Chapelain de l'Eglise d'Orleans. Suivie d'une dissertation sur la Parole, traduite du Latin de Jean Conrad Amman, Medecin d'Amsterdam, par Mr. Beauvais de Préau, Docteur en Medecine à Orleans. à Paris 1779.

In dem vorigen Stücke suchte ich die Leser dieses Magazins mit dem Werke und den Unternehmungen des Herrn Abbe' l'Épée bekannt zu machen: in diesem werden sie nun von der Methode des Hrn. Deschamps unterrichtet werden.

Sie ist von der Methode, welche jener mit so gutem Erfolg gebraucht hat, darinn unterschieden, daß sich dieser, in seinem Unterricht, der Zeichen nur für sehr wenig Dinge bedient, und sich hingegen bemüht, bey seinen Schülern Töne und Sprache zu bilden. Sein Buch enthält einen Brief, welcher dem Werke zur Vorrede dient; einen Erziehungsplan für Taub- und Stummgeborne, der in den systematischen und in den praktischen Theil abgetheilt ist; eine Analyse dessen, was verschiedene Verfasser über die artikulirten Töne geschrieben haben; und endlich eine Uebersetzung von der Abhandlung des Conrad Ammans über das Sprechen, welche von einem Doktor der Arzeneygelahrtheit in Orleans, Namens Beauvais de Preu, herrührt.

Wir wollen mit der Abhandlung des Conrad Ammans den Anfang machen; sie enthält alle Elemente von der Abhandlung des Abbé Deschamps, die von einem Kunstverständigen vorgetragen werden, und mit einer Ordnung und Nettigkeit aus einander gesetzt sind, welche die Uebersetzung nicht verdorben hat. Sie ist in drey Kapitel eingetheilt: das erste handelt vom Hauch, der keinen hellen Ton giebt, von der Stimme, und von den Organen, welche einander modificiren, um die Sprache hervorzubringen; das zweyte enthält die Natur und die Formirung der Buchstaben; und das dritte endlich begreift die Art, Taube und Stumme zu unterrichten, und sie im Sprechen zu üben.

1. Kapitel.

Nachdem der Verfasser sehr sinnreiche Muthmaßungen über den Ursprung der Sprache, über seine Vollkommenheit, und seine Eigenschaften vor dem Fall des ersten Menschen, vorausgeschickt hat, geht er zu dem gegenwärtigen Zustand über, in welchem sie uns geblieben

ben ist, definirt sie, sagt einiges von den Organen, die dem Hauch und der Stimme gemein sind, geht dann auf diejenigen über, welche den Hauch in Stimme verwandeln, und redet von der Art, wie diese Verwandlung geschieht.

Amman schrieb im Jahr 1700: man glaubte damals, daß sich der Schall in der Oeffnung der Luftröhre formire, so wie bey den blasenden Instrumenten durch die einzige Einengung des Canals, welcher der Luft den Durchzug gestattet. Unser Verfasser lehnt sich wider diese Meynung auf: in diesen Instrumenten selbst, sagt er, ist die Enge der Röhre nicht hinlänglich, wenn durch die Zusammenziehung und Ausdehnung, welche die Luft im Hineindringen leiden muß, nicht Vibrationen entstehen, welche mit Schnelligkeit auf einander folgen. Uebrigens mag die Stärke oder Schwäche des Hauchs seyn wie sie will, so kann man ihn doch, wie man will, klingend oder nicht klingend machen, ohne die Schnelligkeit der Luft zu vermehren oder zu vermindern: oft wird die Stimme durch einen Fluß unterdrückt, obgleich das Vermögen, die Oeffnung in der Luftröhre zu erweitern oder einzuziehen, auf keine Art gestört wird; und die Oeffnung mag seyn wie sie will, so kann man doch die Stimme in der Kehle eines Leichnams nicht wieder herstellen, es müßte denn durch ein besondres Kunststück geschehen, welches schon einem Anatomisten geglückt, den Amman kannte, dessen Verfahren er aber nicht anzeigt. Nehmt noch dazu, daß beständige Beobachtungen unsers Verfasser überzeugt haben, daß der ernsthafteste Ton unserer Stimme, über welchen der Ton des gewöhnlichen Redens nur um eine Quarte oder Quinte höher gestimmt ist, zu seiner Formirung nur der gewöhnlichen Oeffnung bedarf, welche das bloße Athmen erfordert. Dieses sind die Untersuchungen, welche schon Amman von der Meynung seiner Zeitgenossen entfernte, funfzig

Jahr früher, als Serrein seine Erfahrungen bekannt gemacht hatte.

Von nun an erklärte er die Formirung der Stimme durch eine Hin- und Herbewegung in den knorpelichten Theilen, und zähem Fleische der Oeffnung in der Luftröhre; aber er schrieb diese Bewegung einem Hin- und Herwanken zwischen der Aktion der Muskeln, welche an der Kehle sitzen, und dem Widerstande zu, welchen ihnen die Elasticität der knorpelichten Theile, aus denen sie besteht, entgegensezt. Er vergleicht diese klingende Bewegung einer Bewegung, die man in einem Glase hervorbringt, wenn man seine Ränder mit nassem Finger reibt. Eine gleiche Oscillation wird man in dem Gesumme der Fliegen und Mücken gewahr, selbst noch, wenn man ihnen die Flügel genommen; und die Aussprache des Buchstaben R giebt uns in der Sprache ein fühlbares Beispiel von dieser Vibration. Dem sey aber wie ihm wolle, genug, es ist wichtig, diese zitternde Bewegung Tauben und Stummen, die man unterrichten will, fühlbar zu machen, denn ohne dieses werden sie von dem Unterrichte, den man ihnen giebt, nichts begreifen.

Die Sprache wird ebenfalls durch die Artikulation der Stimme, und durch die Artikulation des nicht klingenden Hauchs gebildet; aber ehe der Verfasser zu der Beschreibung dieser unmittelbaren Organen übergeht, beschäftigt er sich mit der Erklärung der meisten Phänomene, über deren meiste die Erfahrungen des Herrn Serrein seitdem das größte Licht geworfen haben. Wir wollen uns hier nur bei einigen wichtigen Betrachtungen aufhalten. Der Schall, der in der Kehle gebildet wird, theilt allen Geveinen des Körpers eine allgemeine Oscillation mit, die selbst dem Gefühl merkbar wird: dieses Zurückschallen, welches immer der elastischen Festigkeit und Stärke der knöchigten Theile angemessen ist, vermehrt

mehrt hinwiederum die Stimme, und man kann die Revolution, welche die Mannbarkeit in ihr hervorbringt, eben so wie die Elasticität und Dauer, welche alsdenn die knochichten Theile annehmen, durch die Entwicklung der Sprachorganen erklären. So, meynt auch der Verfasser, unterscheide man nach der Stärke dieses Widerschalls die gleich scharfen Stimmen eines erwachsenen Frauenzimmers und eines jungen Kindes, dessen noch nicht so feste Knochen sich den Vibrationen der Kehle schwächer mittheilen. Es geschieht oft, daß unsere Stimme, wenn sie überzwungen wird, sich bricht, und in zwey Töne zu theilen scheint. Man kann diese Wirkung keinem andern Umstand, als einer Misstimmung beyder Seiten der Kehle zuschreiben, die sich gleichsam weigern einen und eben denselben Ton anzugeben, und also auf einmal zweyen verschiedene Töne hervorbringen. Wir zeigen oft den Eindruck, den die äußern Gegenstände auf unsere Seele machen, durch unwillkührliche Ausbrüche von Tönen an, die unsere Freude, unsere Bewunderung, oder unsere Furcht ausdrücken. Diese Art von natürlicher Sprache gehört allen Ländern und allen Menschen zu, und ist selbst den Taub- und Stummgeborenen nicht versagt worden. Sie thut uns eine Sympathie zwischen den Organen der Sinne und den Organen der Stimme kund, deren Ursache der Verfasser in der Verbindung der Nerven aller dieser Theile, und in ihrer Gemeinschaft mit den Nerven des Herzens zu finden glaubt.

Nach diesen Betrachtungen redet er kürzlich von den Organen, welche zum Sprechen dienen, sie mögen nun bloß leidend seyn und der Stimme einen mehr oder minder freyen Durchzug gestatten, oder sie auf verschiedene Arten modificiren und articuliren. Der Halszapfen scheint ihm nur zur Aussprache der Buchstaben bestimmt zu seyn, die er explosive nennt, und welche die Gram-

matiker tenues nennen. Er hält die Luft in dem Munde zurück, und verhindert, daß sie nicht durch die Nasenröhren durchdringen kann; und deswegen, sagt Amman, existirt dieser Theil nicht bey den Thieren.

Die Sympathie, welche die Ohren mit den Sprachwerkzeugen verbindet, lehrt die Kinder unvermerkt das nachahmen, was sie hören, in sofern sich kein Hinderniß dagegen ereignet. Diese Hindernisse sind die Taubheit, welcher man die Entfernung derer Wesen, welche ihre Ideen durch die Sprache mittheilen, vergleichen kann; die Schwäche des Geistes; die schlechte Bildung; und endlich eine Trägheit der Organen, die übrigens von guter Beschaffenheit sind, welches der Verfasser nur zwey oder drey mal beobachtet hat, und vielleicht von irgend einem Fehler in der Correspondenz zwischen den Ohren und der Stimme herrührt: ein Fehler, den man bei vielen Leuten in einem gewissen Grade bemerkt, welche, ungeachtet ihr Ohr richtig gebaut ist, die Töne, die sie hören, nicht genau nachahmen können.

2. Kapitel.

In der Unterscheidung der Buchstaben folgt der Verfasser nicht der von den Grammatikern angenommenen Eintheilung; er theilt alle Buchstaben in Selbstlauter, in Halblauter, welches die Lippen- oder Nasenbuchstaben sind, und in Mitlauter ein. Hernach theilt er sie noch in einfache und doppelte, oder zusammengesetzte oder vermischte ab; betrachtet den Schall oder die Explosion, welche die Aussprache der Mitlauter begleitet, und formirt endlich ihre Gattungen von den verschiedenen Theilen des Mundes, in dem sich die Buchstaben bilden. Er liefert von diesen Formirungen eine sehr methodische Tabelle, aber wir können uns hierbey nicht aufhalten.

3. Kapitel.

Was den Unterricht für Taub- und Stummgeborne anbetrifft, so ist eine von den ersten Bemühungen des Verfassers, seinen Schülern die Vibration berühren zu lassen, welche in der Kehle verursacht wird. Sobald sie von dem Unterschied der Sinne und des nicht klingenden Hauchs unterrichtet sind, so bringen sie gar bald Töne hervor, welche die Uebung sanfter macht, und alsdenn modificirt, wenn man sie auf die Lage und Beschaffenheit der Theile, und auf die Oeffnungen aufmerksam macht, durch welche die tönende Luft durchgeht; und wenn man ihnen besonders den auszeichnenden Charakter der Buchstaben simplificirt, so führt man sie unvermerkt von den Selbstlautern zu den Halblautern, zu den Mitlautern, und zu den verschiedenen Combinationen, welche die Elemente der Worte sind; sie finden sich nach und nach in alles, selbst, aber nach langer Uebung, in die Aussprache des R, wovon selbst die nicht frey sind, welche den Gebrauch des Gehörs haben, wie man bey Kindern sieht, und bey solchen, welche fremde Sprachen lernen.

Eine Schwierigkeit, welche unübersteiglich zu seyn scheinen würde, wenn nicht die Erfahrung das Gegentheil bewiesen hätte, kommt her von der Gleichförmigkeit gewisser Buchstaben in der Oeffnung des Mundes, von der Beschaffenheit der Organen und von der Tiefe, bis zu welcher gewisse Bewegungen geschehen. Aber 1) gewöhnt die Kenntniß von Worten die Tauben nach und nach daran, daß sie sich nicht über gleichförmige Selbstlauter betrügen. 2) Die explosiven Buchstaben, oder die Tenues haben einen Charakter, der sie von allen andern stummen Buchstaben auszeichnet; die ersten werden nicht ohne eine merkliche Erhebung der Kehle ausgesprochen, welche zu der Anstrengung beitragen hilft,

mit welcher man die Stimme herausstößt. Dieser nemliche Charakter wird immer das K auszeichnen, ob man es gleich ganz hinten in der Kehle ausspricht.

Was die Unterhaltung im gemeinen Leben anbelangt, so werden sich die Tauben in die Aussprache verschiedener Personen eben so leicht finden, als wir uns an verschiedene Schriften gewöhnen. Nachdem der Verfasser also seine Schüler stufenweise bis zu dem Studium der Kenntnisse, die dem Menschen nothwendig sind, geführt hat, läßt er sich über die Fehler im Sprechen ein, welche von der Bildung der Organen, oder von ihrer übeln Beschaffenheit herrühren, und über die Art und Weise, wie sich das alles verbessern lasse.

Die Gebrechen, welche im Sprechen überhaupt hindern, sind der Stottertismus und das Stammeln. Der erste besteht in der Unmöglichkeit, eine regelmäßige Aussprache zu formiren, obgleich weder Verständlichkeit noch gute Beschaffenheit der Sprachorganen denen mangeln, welche dieses Gebrechen an sich haben. Das zweyte ist eigentlich nichts als eine ermüdende Wiederholung der explosiven Mitlauter. Beide Gebrechen lassen sich durch beständige Uebung einer methodischen und überdachten Aussprache abgewöhnen. Der Verfasser hat durch dieses Mittel eine junge Person, die keinen andern Buchstaben aussprechen konnte, als das T, vollkommen kurirt.

Die Gebrechen der Aussprache, so gewissen Buchstaben eigen sind, hängen entweder von einer zu großen Oeffnung des Nasenkanals ab, welche die richtige Aussprache der explosiven Mitlauter verhindert, oder von der Enge derselben, wodurch die Aussprache der Nasenbuchstaben gestört wird. Die Fehler der Zunge schaden hauptsächlich der Aussprache des J und des K, entweder weil sie zu groß ist, und nicht Behendigkeit genug hat,
oder

oder weil sie durch den Zaum, der sie lenkt, entweder zu sehr gezähmt, oder zu wenig zurück gehalten wird. Wir haben von den Wirkungen gesprochen, wenn der Zapfen im Halse fehlt; ist er hingegen zu groß, so macht er die Aussprache der Nasenbuchstaben unverständlich. Der Mangel an Zähnen, oder wenn sie zu weit auseinander stehen, schadet den zischenden Buchstaben *S* und *Z*, bey welchen die Luft durch den Raum zwischen den Epig- und Backzähnen durch muß. Endlich wird man gar leicht einsehen, was für Selbstlautern und Mitlautern entweder zu kurze, oder durch eine Hasenscharte getheilte Lippen schaden können. Ein Obturateur oder bloß die Zusammenpressung der Nasenlöcher in einer zu großen Geräumigkeit des Nasenkanals, der Theil des Zaums, die Hinwegnehmung eines Theils von dem Zapfen im Halse, die Hinzufügung oder die Ergänzung, welche verschiedene Instrumente oder sogar verschiedene Theile des Mundes selbst, denjenigen verschaffen können, welche einen Mangel haben; endlich die Uebung und das Studium einer methodischen Aussprache sind die Hülfsmittel, welche fast bey allen diesen Fehlern gut an schlagen.

Nach dem Auszug, den wir von der Abhandlung des Hrn. Amman gegeben haben, bleibt uns über das Werk des Herrn Deschamps selbst wenig mehr zu sagen übrig. Es enthält mehr nothwendige und vortreffliche Zergliederungen für das Praktische seiner Kunst, als neue Ideen in einer Materie, deren Theorie in dem Briefe, welcher dem Werke zur Vorrede dient, erschöpft worden zu seyn scheint. Herr Abbe' Deschamps erwähnt auch der Schriftsteller, die sich in der Laufbahn geübt haben, die er betreten hat. Er setzt diese wichtige Kunst ebenfalls schon bis auf P. Ponce, einen Spanier, hinaus, welcher sich 1584 damit beschäftigte. Er erhebt den Herrn Percire, dessen Fußstapfen er befolgt, mit
vielen

vielen Lob, und erwähnt verschiedener Beispiele von Taub- und Stummgebornen, denen man den Gebrauch der Sprache gegeben hat, welche Beispiele aus Bailly, Digby, Wallis und Burnet gezogen sind. Hernach behandelt er verschiedene Gegenstände, von denen wir schon bey Gelegenheit der verschiedenen Organen, welche zum Sprechen dienen, und bey der Formirung der Buchstaben geredet haben. Er bemerkt, daß die Kinder die Worte, die sie hören, nicht wohl behalten, daß sie, wenn sie das Gesicht mit dem Gehör verbinden, immer ihre Blicke aufmerksam auf den Mund derer gerichtet halten, welche reden.

In dem systematischen Theile seines Erziehungscourses zeigt unser Verfasser den Vorzug seiner Methode vor der Zeichenmethode. Unstreitig ist sie auch nützlicher, weil sie die Sprache giebt, das wird niemand läugnen. Im übrigen verweise ich den Leser auf das vorhergehende erste Stück, wo ich von beyden Methoden mehr gesagt habe.

Unser Verfasser, so wie Herr Pereira, vergleicht die Bewegungen der Organen, welche die Stimme artikuliren, mit den Zeichen, welche die Buchstaben aufs Papier zeichnen, und betrachtet das Wort von Seiten derer, welche reden, als Schrift, und in den Augen der Stummen, welche sie betrachten, als Lektüre. Wir können ihm hier in der Entwicklung seiner Ideen nicht folgen; seine Methode ist fruchtbar und sinnreich, und scheint alle Schwierigkeiten zu heben, welche mit der Erziehung Taub- und Stummgeborner verbunden sind. Was den praktischen Theil anbetrifft, so müssen wir anmerken, daß sich der Verfasser in der Zergliederung der Buchstaben bey drey Hauptbetrachtungen aufhält: nemlich über die zitternde Bewegung, welche in der Kehle erregt wird, über die Gewalt der Luft, welche man durch
Mund

Mund und Nasenlöcher ausstößt, und über die Lage der Organen, welche die Stimme hervorbringen. Vermöge einer Vereinigung dieser drey Betrachtungen giebt er von jedem Buchstaben eine deutliche und leichte Beschreibung, die ihn zu mannichfaltigen Combinationen fortführt, über die er sehr weitläufig wird. Mit allem dem verbindet er das Handalphabeth, weil es ihm bey allem Möglichen ein Hilfsmittel ist, und das Studium den Schülern erleichtert.

Die Erklärung der Worte, die Gradation der Ideen, die Uebungen des Gedächtnisses, die Ordnung der Lektionen, und die Mittel, die Aussprache der Zöglinge zu vervollkommen, müssen wir übergehen, weil wir darüber zu weitläufig werden würden. Das ganze Werk beweist, daß der Verfasser Einsichten und Eifer für die Sache hat. Er befließiget sich auch, die nemlichen Grundsätze, die er für das Gesicht festgesetzt hat, aufs Gefühl anzuwenden, damit man einst die nemlichen Dienste Taub- Stumm- und Blindgeborenen zugleich leisten könne; er zieht daraus sogar ein Mittel, wie sich Taub- und Stummgeborene im Dunkeln mit einander unterhalten können.

Der Verfasser giebt in seinem Buche auch einen Auszug von der *Ars grammatica* des *Marius Victorinus*; von der Abhandlung über die Sprache des Herrn *de Cordemoy*; von der Kunst zu reden des *P. Lamy*; und ein Handalphabeth, welches von einem Gelehrten seiner Bekanntschaft verfertiget wurde.

Herr *Abbe' Deschamps* wohnt zu *Lyon*, giebt den Armen seinen Unterricht umsonst, und erbiethet sich auch junge Leute in Pension zu neymen.



III.

L'observateur anglois, ou Correspondance
secrete entre Milord All'eye & Milord
All'car. Nouvelle Edition, revue & aug-
mentée. Tom. I. à Londres. 1778.

Dobgleich diese Schrift nicht mehr zu den ganz neuen gehört, so ist sie es doch vielleicht noch für den größten Theil des deutschen Publikums. Sie hat die innere Beschaffenheit von Frankreich zum Gegenstande, nemlich die Staatsverwaltung und die Sitten. Der Inhalt derselben ist wichtig, der Stil schön und unterhaltend, der Vortrag launicht und satyrisch. Ich will die Rubriken von den Gegenständen, welche darinn behandelt werden, nur anführen, und diejenigen für meine Leser daraus wählen, den ich für den interessantesten für sie halte. 1) Brief des Mylord All'Eye an den Mylord All'Car. In diesem Briefe benachrichtiget der Verfasser bloß seinen Freund von seinem Vorhaben, nemlich alles Merkwürdige, was den Staat und die Sitten angeht, zu sehen, zu lesen, zu hören, und alsdenn niederzuschreiben. Zur Einleitung findet er für nöthig, ihm erst ein Gemälde vom Hofe, vom Ministerium und von der damaligen Administration zu machen. Zu diesem Behuf schickt er ihm ein Manuscript zu, welches betitelt ist, l'Observateur Hollandois. 2) Prospektus des Journals l'Observateur Hollandois à Paris. 3) Erster Brief, über den König Ludwig XV und die königliche Familie; einer der interessantesten Artikel. 4) Zweyter Brief, über die Minister und den Kanzler; nemlich über den Justizminister Maupeou, Kanzler von Frankreich; über

über den Duc d'Aliguillon, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; über den Marquis de Montenyard, Kriegsminister; über den Marquis Bourgeois de Boynes, Minister der Marine; über den Abbe' Terray, Finanzminister; und über den alten Minister Duc de la Vrilliere. 5) Dritter Brief, über die Staaten, Parliamenter, Rentkammern, Steuerkammern, und andere souverainen Regierungen und Tribunalen des Königreichs. 6) Viierter Brief, über die Prinzen vom Geblüte, die Duc's, den Adel u. s. f. 7) Fünfter Brief, über die Geistlichkeit, eine Art von histoire scandaleuse der Bischöfe und Prälaten von Frankreich. 8) Sechster Brief, über das Volk, welches weder zum Adel noch zur Geistlichkeit gehört. Dieses waren bisher behandelte Gegenstände des holländischen Beobachters; nunmehr fängt der englische seine Beobachtungen an. 9) Erster Brief, über die Oekonomisten, über Herrn Türgot, über die neue Gesetzgebung, welche den Getraidehandel betrifft, und über die Mauten. 10) Zweyter Brief über die Königsalbung Ludwigs XVI, über die Denkmäler und Schriften, welche bey dieser Gelegenheit erschienen sind.

Ich wähle für meine Leser auszugsweise diesen letzten Artikel; er enthält nicht die gewöhnliche Erzählung unzähliger Ceremonien, die bey dieser Handlung vorgehen, sondern die verschiedenen Umstände, Particularitäten und Anekdoten, die der gemeine Haufe nicht weiß.

„Es ist außerordentlich genug, daß die Könige von Frankreich, die sich so viel über die Nation herausgenommen, die sich von so vielen unbequemen Formalitäten befreyt haben, beständig dieser, welche für ihren Stolz in gewissen Stücken ziemlich erniedrigend

dringend ist, unterworfen geblieben sind. *) Ich habe mein Erstaunen hierüber einem Gelehrten dieses Landes mitgetheilt, der in der Geschichte sehr erfahren, und von Vorurtheilen befreit ist, dem Abbe' Raynal **); das heißt alles sagen. Ich machte ihm ein sehr simples Dilemma: Entweder ist die Salbung ihren Königen nothwendig, um ihnen Geschicklichkeit zur Verwaltung ihres Amtes zu geben, und in diesem Fall kann der auf den Thron gestiegene Prinz nichts thun, bevor er diese Formalität erfüllt hat: oder sie ist ihnen nicht nothwendig, und alsdenn sind sie doch gar gütig, daß sie sich durch Schwüre, von denen sie sich los machen könnten, Zwang auflegen, und Verbindlichkeiten auf sich nehmen, die sie nicht lust haben zu erfüllen? — Ihr Dilemma wäre vortreflich, gab er mir zur Antwort, wenn unsere Monarchen dächten, und nach Grundsätzen handelten. Uebrigens schlagen sie unsere Jahrbücher nach, und sie werden sehen, daß diejenigen, unter welchen der Despotismus den meisten Fortgang gehabt, entweder abergläubisch, †) oder schwach, ††) waren. Die erstern schließlich mochten sich nicht von einer Ceremonie befreien, durch welche sie sich mit dem Himmel auszuföhnen glaubten, und die andern hatten nicht eher Energie, als bis

*) Als wenn man die Versammlung und das Volk fragt, ob sie den zum König annehmen wollen? Wenn der König zur Rechten des Erzbischofs von Rheims auf dem Boden liegt. Wenn er sich vor diesem Prälaten auf die Kniee niederwirft. Wenn die Pairs die Hände nach seiner Krone ausstrecken, als wenn sie sie halten wollten u. s. w.

***) Verfasser der Histoire Philosophique & Politique des Etablissements & du Commerce des Europeens dans les deux Indes.

†) Wie Ludwig XI und Ludwig XIV.

††) Wie Ludwig XIII.

sie solche von ihren Ministern empfangen hatten. Ferner haben die Priester (und ich kenne sie gut, weil ich ihren Rock trage), die immer geneigt sind, die Usurpationen der Könige zu begünstigen, wenn sie nicht sie selbst betreffen, indem sie ihnen einflößten, daß sie die Krone von Gott erhielten, (eine Behauptung, welche die Schüler gern angenommen haben) sie in die Nothwendigkeit gesetzt, ihr wenigstens Huldigung zu leisten. Endlich sind alle diejenigen, welche einen Prinzen umgeben, der zum Königreich gelangt ist, entweder aus Eitelkeit oder aus Eigennuß dabey interessirt, ihm diese erhabene Komödie spielen zu lassen, damit er, noch ganz neu in der Führung des Scepters, Muth und Kraft genug habe, die geistlichen Leitbänder abzuschütteln. Diese kindische Ceremonie ist also geblieben, und wird wahrscheinlich noch lange im Schwange bleiben. Wenn je ein günstiger Augenblick gewesen ist, sie abzuwerfen, so war es unstreitig dieser. Der König, welcher sein Amt seit dem Tode seines Großvaters verrichtet hatte, das heißt, seit länger als einem Jahre, ohne irgend eine Reclamation, hätte immer auf die nemliche Art fortfahren, und eine eitle Gewohnheit unterdrücken können, unter dem Vorwand, daß sie in dem beweinenwürdigen Zustande, worinn sich die Finanzen befänden, zu viel Aufwand verursachte. Mr. Turgot, dem man gewiß keinen Aberglauben zuschreibt, war sehr geneigt, dem Monarchen dieses beizubringen; der Graf von Maurepas hätte sich dem nicht widersezt; da aber das übrige Ministerium höher gestimmt, den alten Gebräuchen mehr zugerhan, und besonders religiöser war; so unterstund sich der Controleur-General nicht, öffentlich vorzuschlagen, daß sich Seine Majestät einer so feyerlichen Ceremonie nicht unterwerfen sollte; aber er fragte doch, ob sie wegen des erstaunenden Aufwands, den dieses große Fest erfordere, nicht zu Paris Statt haben könnte; ob

es nicht sogar schicklicher wäre, daß der Monarch in der Hauptstadt gekrönt würde, vor den Augen der ganzen Nation, welche sich leichter da versammeln könnte, als in dem Winkel einer unbequemen, entfernten Provinz, und mit einer Zurüstung, die den Landleuten zur Last falle, und für die Landgüter verderblich sey? Seine Einwendung beschäftigte eine Zeitlang das Ministerium und die Pariser schmeichelten sich, eines Schauspiels bey sich zu genießen, welches für ihre Stadt gemacht zu seyn scheint. Die Geistlichkeit, welche die Gefahr einer solchen Neuerung einsah *), wußte das ökonomische Project des Controleur-General zu vereiteln. Es wurde entschieden, daß Ludwig XVI nach Rheims reisen sollte, und der Zeitpunkt wurde in den Monach Junius festgesetzt, die kostbarste Zeit des Jahrs für die Landleute, weil in dieser Jahreszeit das Land mit Erndten bedeckt ist. Die Unmöglichkeit, das ganze königliche Haus an dem Ort der Salbung einzulogieren, und die Nothwendigkeit, sie außer demselben einzuquartieren, das heißt, das beträchtliche Stück Land, welches sie einnehmen würde, zu verwüsten, wurde ein Gegenstand des Widerspruchs von Seiten der Municipalbeamten der Stadt Rheims. Sie schienen zu wünschen, daß die Krönung bis nach der Erndte aufgeschoben würde: man fand zuträglicher, die Begleitung seiner Majestät einzuschränken, und seine Familie nur truppweise hingehen zu lassen.“

Der Ausspruch Seiner Majestät flößte dem Oberhofprediger wieder Leben ein, dessen Ehrgeiz ihn nach der Ehre trachten machte, welche mit seinem Posten verknüpft ist. Er hat seine Freude in einem Mandat öffentlich

*) Seit Philipp August, sind alle Könige von Frankreich, Heinrich IV ausgenommen, zu Rheims gekrönt worden. Einige vor ihm hatten Compiègne, andere Orleans, Saintdenis, Soissons, u. s. w. gewählt,

lich geäußert, wo er sagt, indem er das Nunc dimittis erklärt, er habe den König getauft, er habe ihn zum erstenmal das Sakrament des Abendmals ertheilt, er habe ihn vermählt, er habe ihn gesalbt, nun sey ihm weiter nichts zu wünschen übrig. Eines von seinen größten Vergnügen war gewesen, daß er seinen Neffen, den Marquis de la Roche-Aymon, bestimmt gesehen, unter den Geißeln zu figuriren *). Seit langer Zeit hielt er um diese Gnadenbezeugung an, und um Seine Majestät seinen Wünschen geneigter zu machen, setzte er den verstorbenen König aufs Spiel, und versicherte, daß ihm derselbe sein königliches Wort hierfür gegeben habe: welches den ganzen Hof sehr zu lachen machte. Indessen gab das hohe Alter des Cardinals, und ein Fall, der ihm zu Versailles zugestossen war, Gelegenheit zu vermuthen, daß er wohl nicht im Stande seyn möchte, sein priesterliches Amt bey der Krönung zu verwalten, weil die Verrichtungen desselben sehr lange dauerten und dabey beschwerlich wären **). In Ermangelung seiner, sollte dieß, nach der Hierarchie, der Bischof von Soissons, Mr. de Bourdeilles, sein erster Suffragant, thun. Weil aber der Erzbischof von Rheims einen Coadjutor hatte, so erhob sich die Frage zwischen diesen beyden Nebenbuhlern, wen man im Nothfall an seine Stelle wählen sollte. Ich habe die Memoriale eines jeden von ihnen gelesen. Dieser stellte in dem seinigen drey Sätze wider seinen Gegner auf: der eine beruhte auf der Un-

mög-

3 2

*) Es sind deren vier, welche zu Bürgen bestimmt werden, zu Schuldbürgschaften des heiligen Velsfäschleins zu Rheims, in der Abtey St. Remi, während man sich dessen in der Hauptkirche zur Salbung des Königs bedient. Diese Geißeln ernennet der König selbst.

***) Sie nahmen früh um 6 Uhr ihren Anfang, und dauerten bis Nachmittags,

möglichkeit, in welcher die Bischöfe von Soissons, welche ihr ganzes Recht auf den Besitz gründen, sich befinden, eine einzige Gelegenheit anzuführen, wo sie zum Nachtheil eines Coadjutors des Erzbisthums von Rheims, die Krönung verrichtet hätten. Der andere stützte sich auf den Coadjutortitel, und auf die Rechte, die mit ihm verbunden sind. Der letzte war aus der Meinung vieler Rechtsgelehrten geschöpft. Der Prozeß wurde auf eine sehr edle Art entschieden, denn der Coadjutor hatte seine Gründe, bevor er sie Seiner Majestät vorlegte, dem Bischof nicht verheimlicht, der sie seiner Seits von andern geschickten Advocaten, in einer Consultation vom 12 April 1775, untersuchen ließ; und das Resultat von beyden Faktums war, daß bey dieser Streitigkeit, wie bey vielen andern, man das pro und contra behaupten könne, mit gleichen Wahrscheinlichkeiten, und selbst mit Beweisen und Thatsachen, welche jeder zu seinem Vortheil lenkt, und so gut als möglich gültig zu machen sucht. Inzwischen mußte sich Seine Majestät über die Nothdringlichkeit dieses Falls erklären, und entschied die Frage zu Gunsten des Coadjutors; ein Urtheil, welches das natürlichste zu seyn scheint, aber nicht verhindern wird, daß sich der Prozeß wieder erneuere, wenn ihn die Umstände wieder vorbringen; denn die Etikette ist in diesem Lande ein Anlaß von unaufhörlichem Streit, besonders zwischen den Hofleuten und den Geistlichen. Man wird die Entscheidung Ludwigs XVI nur so ansehen, als wenn er damals dem Streit ein Ende machen wollen, und man wird Ludwig XVII nöthigen, vom neuen den Ausspruch hierüber zu thun.

Nunmehr muß ich ihnen von dem Aufwand einen Begriff machen, den diese so prächtige Krönungszeremonie, ungeachtet der Wünsche des Monarchen für die Deconomie, und der beständigen Vorstellungen seines Controleur-Generals, verursacht hat. Alle Arbeiten, welche

welche bey dieser Gelegenheit zu Rheims gemacht worden, sind unter den Befehlen der Intendanten der Schatzkammer *) ausgeführt worden, welche ihre Arbeiter und selbst ihre Materialien, bis aufs Holz, von Paris kommen ließen. Ich will mich in keine Beschreibung dieser Gebäude, ihrer Dekorationen, ihrer Verzierungen, der Ausmöblirungen, womit sie bekleidet gewesen, einlassen. Um sie vom Uebrigen urtheilen zu lassen, will ich ihnen nur ein Faktum anführen. Da die Königin willens war, der Ceremonie beizuwohnen, so hatte man, weil sie sehr lange, das heißt, viele Stunden, dauern sollte, für Ihre Majestät ein so komplettes Appartement aufgebaut, daß man auch einen Salon des Gardes dabey sah, und ein boudoir, und Gemächer oder Cabinetter à l'Angloise dabey fand.

Ich bemerkte, als ich durch die Stadt Soissons reisete, ein neues Thor, welches sehr hoch war; ich fragte, wozu diese Höhe? Man antwortete mir, die Krönungscarosse, welche, wegen der Ornamente, 18 Schue hoch war, hätte zu dem alten Thore, welches vortrefflich sonst gewesen, nicht herein gekonnt, man habe es also niederreißen und zu diesem Endzweck wieder aufbauen müssen. Ich fand auch alle Brücken auf dem ganzen Wege ausgebessert, um allen widrigen Zufällen vorzubeugen, und was mir Soufzer auspreßte, und unstreitig auch den Monarchen gerührt haben würde, wenn er davon unterrichtet gewesen wäre, war, daß alle diese Verbesserungen durch Frohnarbeiten bewerkstelliget worden waren; daß die unglücklichen Bauern, welche in der kostbarsten Jahrszeit zu diesen Arbeiten gebraucht worden

J 3

waren,

*) Ihr wahrer Titel ist: Intendants & Controlleurs Generaux de l'Argenterie, Menus plaisirs & Affaires de la Chambre du Roi.

waren, so bald sie einen Reisenden von fern erblickten, vor ihm niederfielen, die Hände gen Himmel streckten, und wieder zu ihrem Munde führten, als wenn sie Brod von ihm bitten wollten. Und diesem Volke leistete Ludwig XVI den Eid, und versprach ihm mit demselben Schuß und Sicherheit.“

Ist will ich ihnen von der Krone erzählen. Ich bin von ihrem Reichthum, ihrer ungeheuren Größe so verblendet worden, daß ich ihnen die Zierlichkeit und Schönheit derselben nicht beschreiben kann. Es war nichts bis auf die Pferdegeschirre, was nicht Neugierige anzog. Alle übrigen Ornamente haben ebenfalls bey allen Bewunderung erregt, und bloß deswegen hatte man die Ceremonie ein ganzes Jahr aufgeschoben, damit die Künstler Zeit gewönnen, so viel Meisterstücke jeder Art zu vollenden. Das kostbarste Stück unter andern, die den Blicken des Publikums ausgesetzt waren, ist die Krone, die man bey Hrn. Aubert, dem Juwelirer der Krone sah. Sie war mit Diamanten bereichert, welche den Werth von 18 Millionen betrugten. Man bemerkte darinn le Regent und le Sancy, welche unter den schönsten Steinen der ganzen bekannten Welt berühmt sind *). Dieses ist die Krone, welche der Erzbischof von Rheims dem Könige aufs Haupt setzt, wenn er gekrönt wird, und welche die neue Majestät den ganzen Tag trägt.

Außer diesen modernen Ornamenten, giebt es Ornamente der Etikette, die seit vielen Jahrhunderten dieser

*) Zween Diamanten aus der Krone, das heißt ein Theil von den Diamanten, von denen der König nichts verschenken noch veräußern kann, ob er gleich über das Vermögen, die Freyheit und das Leben seiner Unterthanen schalten darf.

dieser Ceremonie gewidmet sind, und die man aus der Garde-meuble der Krone nimmt *). Die vornehmsten sind eine goldene Kapelle, welche 1636 vom Cardinal Richelieu geschenkt worden; eine Tapezerey, welche auf Befehl Franz I. verfertigt worden, und Meuble de Sacre genennt wird, weil sie nur bey der Salbung der Könige und der Krönung der Königinnen gebraucht wird. Sie ist ganz gestickt, und stellt Gemälde vor, die nach den Zeichnungen des Raphael Urbino gearbeitet worden.

Der Schatz der Abten St. Denis, welche heut zu Tage die Grabstätte der Könige ist, und wo mehr als eine Krönungsalbung ehemals geschehen **), gab auch sein Contingent zu diesem Gebrauch her, nemlich die Krone Kaiser Karls des Großen, sein Scepter, die Hand der Gerechtigkeit, seinen Degen, den Hant, womit man den königl. Mantel befestiget, und das Buch, welches die bey dieser Ceremonie gewöhnlichen Gebethe enthält. Obgleich diese alten Möbeln mehr Werth von ihrem Alterthum als von ihrem innern Gehalt haben, so unterlassen die Mönche doch nicht, sie aufs sorgfältigste zu bewachen; sie ernennen Deputirte †), welche den Auf-
 3 4 trag

*) Dies ist ein Depositum, in welchem alle Möbeln der Krone sind, in einem mit Fleiß dazu erbauten Hause, unter der Aufsicht eines Intendanten, und Controleur-General, und vieler subalternen Beamten, welche sich aller dieser Möbeln bedienen, sie darleihen, und große Besoldungen dafür haben.

***) Ludwig der Junge, welcher seinen Sohn Philipp August 1179 salben und krönen lassen wollte, ertheilte diesen Vorzug dem Stuhle Rheims, in Rücksicht auf die Person, die ihn damals inne hatte.

†) Es sind an der Zahl drey: der Prior, der älteste von beyden Bächern des Schatzes, und ein Deputirter, der vom Kapitel ernannt wird.

trag erhalten, dieses kostbare Depositum nach Rheims zu begleiten, und es ins Kloster zurück zu bringen.

Nachdem ich alle diese Gegenstände, welche zu dem großen Tage zubereitet waren, an dem sie gebraucht werden sollten, in Augenschein genommen hatte, wollte ich mich auch noch ganz über die Ordnung der Handlung selbst, und über die Ceremonien unterrichten, welche dabey beobachtet werden; ich fand das gedruckt in einer Schrift, welche die Polizcy in den Straßen ausschreyen ließ, um das Volk zu belustigen, und Neugierige zu belehren. Ich will ihnen aus dem langweiligen Mißgeschick der pünktlichsten Etiketten nur ganz kurz das Interessanteste ausziehen.

„Die Ceremonie nahm zu Versailles ihren Anfang; Seine Majestät traten von da ihre Abreise mit der Königin mit großem Pomp an, wie auch die Prinzen seine Brüder, die Prinzen vom Geblüte, die hohen Beamten der Krone, die Herren und Damen vom Hofe, (deren eine ungeheure Anzahl war,) und die Ministers.“

„Seine Majestät werden an allen Orten, wo sie durchreisen, unter dem Geläute der Glocken, unter Abfeuerung der Artillerie, unter den Zurufungen des Volks, empfangen, und von der Obrigkeit jedes Orts becomplimentirt.“

„Der Duc de Bourbon, Statthalter von Champagne, wird dem König bey seiner Ankunft die Schlüssel von der Stadt überreichen.“

„Se. Majestät werden, nach dem ganzen Ceremoniel ihres Einzugs und ihres Wegs, sich vor dem Thore der Hauptkirche auf die Kniee niederwerfen, und daselbst das Evangeliumbuch küssen. Se. Majestät werden Gott einen goldenen Kelch widmen, womit dieselben der Kirche von Rheims ein Geschenk machen, und welchen sie selbst auf den Altar setzen werden.“

„Von

„Von der ganzen Magistratur werden nur die Staatsräthe und obersten Hofbedienten, nebst sechs königlichen Secretären, als Deputirten ihrer Gesellschaft, zu dem Feste eingeladen werden.“

„Bey der Salbung wird Monsieur, der Bruder des Königes, den Herzog von Burgund; der Comte d'Artois, den Herzog von der Normandie; der Duc d'Orleans, den Herzog von Aquitanien; der Duc de Chartres, den Grafen von Toulouse; der Prinz de Conde', den Grafen von Flandern; und der Duc de Bourbon, den Grafen von Champagne vorstellen.“

„Die geistlichen Pairs haben alle Ehrenvorzüge; sie sitzen zur Rechten des Altars. Zween unter ihnen suchen den Monarchen, und nachdem sie den Prinzen zweymal an seiner Thüre gerufen haben, sagen sie zum dritten male: wir verlangen Ludwig den XVI, den uns Gott zum König gegeben hat; und nun führen sie ihn in die Kirche.“

„Der Erzbischof von Rheims fängt mit einer Bitte für alle Kirchen von Frankreich an, die dem Könige unterworfen sind, und nur nach diesem ersten Eid leistet der Monarch einen andern, den man den Eid des Königreichs nennt, und den er in die Hände des genannten Prälaten ablegt.“

Diese zusammengezogene kurze Nachricht ist hinreichend, Ihnen begreiflich zu machen, was für eine wichtige Rolle die Geistlichkeit bey dieser frommen Komödie spiele, die, wie mich dünkt, nur ihr zu Ehr' und Ruhm beygehalten worden.

Indessen entsteht ein reelleres Gute daraus: dieser feyerliche Tag wird durch die Gnade, das schönste Attribut des Königreichs, ausgezeichnet. Man bezahlt die Schulden der Gefangenen, die deswegen im Gefängnisse sitzen. Man ernennet Maitres de Requêtes, welche die Suppliken abnehmen. Was aber diesem Jahrhunderte

keine Ehre macht, und beweist, wie sich die Menge der Verbrechen vermehrt hat, ist, daß sich bey der Salbung Ludwigs XV nur 500 Bittschriften einfanden, und daß man ihre gegenwärtige Anzahl bey der letzten auf 1500 rechnete.

Uebrigens müssen die überreichten Memoriale ohne Unterschied angenommen werden; die Verbrecher müssen Vergebung erlangen können. Auch hat man für eine Ueberraschung der Religion des Königes angesehen, die dem Herrn de Villeraze, genannt Castelnau bewilligte Gnade, welcher durch das Parlement von Toulouse als ein wahrhafter Mörder eines Herrn Franc erklärt worden, den er mit Messerstichen umgebracht hatte, und weswegen er folglich verurtheilt war, sein Verbrechen nach Verdienst zu büßen. Man hat es sehr seltsam gefunden, daß der König dieses gethan, zumal zu einer Zeit, wo er eidlich versprach, das von Ludwig XIV gegebene Edict über die Zwenkämpfe zu handhaben.

Der König verreisete zu dieser Ceremonie den 5ten Junius nach Compiègne, hielt sich daselbst bis den achten auf, übernachtete zu Fimes, und kam den 9ten nach Rheims. Den 10ten wurden die ersten Vespers gehalten; den 11ten war die Salbung; den 12ten die Ceremonie von der Ausnahme des Königs als Großmeister des heiligen Geisfordens u. s. w. •

Ich verreisete nach der Abreise des Königes; ich fand die ganze Straße angebaut, wie die besuchteste Straße von Paris. Es waren 20000 Postpferde beständig im Lauf. In der Stadt selbst schien mir der Zufluß von Menschen nicht so zahlreich, als ich mir eingebildet hatte. Sehr wenig Fremde, und noch wenigere von unsern Compatrioten als andere. Der hohe Preis, den die Einwohner von Rheims auf ihre Wohnungen hatten legen wollen, hatte viele Leute abgeschreckt, und ungeachtet der Hauptmann von der Garde, Prinz von Beauveau,

Beauveau, die Damen von Paris eingeladen hatte, so hielt doch die Furcht der Menge und des Wirwarrs eine große Anzahl zurück.

Der erste Triumph des Erzbischofs von Rheims war eine hohe Messe, die er den Sonntag gesungen, und vier andere, um sich zu üben, die man die repetition du sacre nennt. Er hat bey dieser Gelegenheit seine ganze Pracht eines Regenten sehen lassen, und den ganzen Hof, die königliche Familie ausgenommen, bey sich traktirt.

Neugierig war ich, den Duc de Choiseul kennen zu lernen. Er war, wie die andern Ducs und Pairs, zu der Ceremonie eingeladen, und er erschien auch. Die Ungnade, oder die Verbannung schien diesen Herrn im geringsten nicht gedemüthiget zu haben: von Figur ist er häßlich, übrigens hat er ein geistvolles Ansehen, aber man bemerkt in seiner Physionomie zugleich diese Kühnheit, die sein ganzes Verfahren charakterisirt hat; er trägt immer noch so die Nase in die Höhe, wie ihn die Sängler des Hofes gezeichnet haben, und sein zuversichtlicher Ton mußte sich vermehren, da er sich bey seiner erlauchten Beschützerinn (der Königin, deren Heyrath er gestiftet hat,) befand, und an einem Ort, wo sein gedemüthigter Nebenbuhler, der Duc d'Aligillon, nicht erscheinen durfte. Da er sich aber zu sehr brüstete, und sich seinem Genie zur Intrigue zu sehr überließ, so erregte er die Eifersucht des Grafen von Maurepas, und dieser brachte es dahin, daß dem Duc, kurz nach der Krönung, vom neuen zu verstehen gegeben wurde, er möchte sich noch einmal vom Hofe entfernen.

Den Tag, an welchem Ludwig XVI ankam, sollten die Straßen tapezirt seyn. Es ist ein religiöser Gebrauch in Frankreich, Gott diese Art von Ehrerbietung zu erweisen, wenn man ihn an seinem Festtage, zweymal des Jahrs, in Prozessionen herumführt, wo man alles

alles verschwendet, was der eitle Pomp nur prächtiges haben mag; und da der Gesalbte des Herrn, nach dem Glauben dieses Volks gegen seine Könige, dazu gemacht ist, ihn auf Erden vorzustellen, so läßt man ihm diese nemliche Ehre widerfahren. Der junge Prinz hat es ausgeschlagen. Als man den Befehl hierzu von ihm begehrte, so antwortete er: Keine Tapeten, ich will nichts, was das Volk und mich verhindern könnte uns zu sehen.

Ich will Ihnen die verschiedenen Reden, womit man Seiner Majestät die Zeit langweilig machte, nicht schicken, ich will ihnen nur die erste Phrasis von der Rede einer Magistratsperson anführen, welcher ein Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ist, nemlich des Herrn de Pouilli, die ihrer lächerlichen Emphasis wegen merkwürdig ist. — Sire, wenn das Schicksal der Könige sie ruft, das Glück der Welt zu machen, so soll das ganze Volk nur mit dem Glück der Könige beschäftigt seyn. — Zu meinem großen Erstaunen war die von dem Erzbischof von Rheims ohne Widerspruch die beste, wegen ihrer Simplicität und der Bescheidenheit in seinen lobeserhebungen, die keine Gemeinprüche waren, aber dem Charakter des Monarchen angepaßt schienen.

Die Geschenke verdienen noch weit mehr angeführt zu werden, als die Reden: sie schmecken noch nach der Gutherzigkeit der ersten Jahrhunderte. Ich glaubte mich in den Zeiten Homers oder der Patriarchen zu befinden, als ich das Kapitel dem Könige in einem Körbchen Brod, und die Stadt 16 Bouteillen Champagner, halb rothen halb schäumenden, und drey Körbe voll der schönsten Früchte des Landes überreichen sah. Die nemliche Täuschung erneuerte sich einige Augenblicke, als ich die Königin unter dem Volke vermischt sah, um ihren Erlauchten Gemahl im Augenblick seines Eintritts zu sehen;

sehen; als der König selbst ohne Bedeckung mitten unter einer unermesslichen Menge Volks sich durchdrängte, und verschiedene male genöthiget war zu warten, bis man ihm einen Durchweg gemacht hatte, und da einige von seinen Officieren sich bestrebten, sie zurück zu treiben, so rief er laut: **Sachte, widersetzt euch nicht dem Rifer, den sie haben, mich zu sehen.** Ich habe auch mit Enthusiasmus diesen Prinzen die niedrig gefinneten Hofleute tadeln hören, daß sie ungestalte Leute von ihm zu entfernen suchten, deren Anblick häßlich war: Man lasse sie, sprach er, es sind Menschen, sie haben die nemlichen Rechte, wie die andern. Mit nicht geringerer Bewunderung habe ich bemerkt, daß die Soldaten, als man, während der Salbung, goldene Schaumünzen mitten im Schiff der Kirche auswarf, unerschütterlich auf ihren Posten stehen blieben, sie mit Gleichgültigkeit vor sich nieder fallen sahen, und ihre Kleider abschüttelten, um dem Volke eine Freygebigkeit genießen zu lassen, die sie sich hätten zu Nuße machen können.

Aber was für Sonderlichkeiten haben im Gegentheil auch meinen Unwillen erregt! was für Tändeleyen haben mich lachen gemacht! Ehe die Handlung vorgeht, ist der neue König verschiedener Attribute des Königreichs beraubt, man nennt ihn bloß bey seinem Namen, und wenn man anfängt, ihn zum König zu machen, so antwortet man, nachdem man nach dem König gefragt: **der König schläft ***), das heißt, daß es in diesem

*) Dieses Ceremoniel hat nichts ähnliches mit dem Ceremoniel anderer Höfe von Europa. Die Geistlichkeit bezieht sich an die Thüre des Gemachs, wo der König als bloße Privatperson liegt. Man pocht. — Man antwortet: was verlangt ihr? — den König. — Der König schläft, erwiedert man. Nachdem man Frage
und

diesem Augenblick keinen gebe; man fragt alsdenn das Volk, ob es diesen zum König annehmen wolle; er muß diesem den Eid ablegen; man übergiebt ihm nach und nach den Degen, das Scepter, die Hand der Gerechtigkeit, die Krone; alsdenn setzt man ihn auf den Thron.

Der Monarch muß sich vor dem Altar niederwerfen, zur Seite des Erzbischofs von Rheims, welcher seine rechte Hand auf ihn legt, aufsteht, sich auf einen Lehnstuhl setzt, und ihn knieend empfängt, wo er ihn mit dem Balsam aus dem heiligen Oelfläschlein salbt, dem kostbaren Schatze, welcher dem großen heiligen Remy vom Himmel gesandt worden, wie der Prior des Benediktinerklosters dieser Stadt noch ganz ernstlich im achtzehnten Jahrhunderte versichert. Uebrigens glaubt die Geistlichkeit steif und fest, daß dieses Fest einzig und allein zu ihrem Ruhme gereiche, daß unter dem Vorwand seiner Länge, die für Se. achtzigjährige Eminenz zu ermüdend sey, der dienende Erzbischof das Ceremoniel in zween Theile getheilt, in deren Pause man die Einwilligung des Volks zur Erwählung des Königes zu erwarten schien. So eitel auch diese Formel, so sonderbar sie heut zu Tage ist, so haben die Patrioten doch sehr übel gefunden, daß man von diesem Schauspiele nur die religiösen Gebräuche behalten. Den ersten Eid, den der König schwört, schwört er der Kirche: Im zweyten gelobet er, — und was? die Bedingungen zu halten, unter welchen seine Vorfahren an die Spitze des Staats gerufen worden, sein Volk glücklich zu machen; die Grundgesetze des Königreichs zu beobachten; keine Auflagen auszuschreiben, als wenn es die

und Antwort dreyimal wiederholt hat, so hebt man das ganze Hinderniß, und sagt: wir verlangen Ludwig XVI, den uns Gott zum Könige gegeben hat.

die Nothdurft erfordert; mit den öffentlichen Einkünften, wovon er nur der Verwalter ist, zu wirthschaften; eine unparthenische Gerechtigkeit auszuüben; den Armen beizuspringen? Nein, nichts von allem dem verspricht er, Personen von jedem Rang zu verhindern, Räubereyen und Ungerechtigkeiten zu begehen, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen? Nein. — Aber er schwört, sich aufrichtigst und aus allen seinen Kräften zu befeißigen, die Ketzer, welche von der Kirche namentlich verdammt sind, aus allen seinen Ländern zu vertilgen. Also ist der berühmte Eid, den man den Eid des Königreichs nennt, ebenfalls ein wahrer Schwur für die Kirche, aber für die unduldsame, barbarische, blutdürstige Kirche. Die Geberthe sind voll Geist des Stolzes, des Eigennuzes, und charakteristischer Schmeichelen der Mitglieder, die sie verfertiget haben. In dem einen bitter man Gott, daß die heiligen Klöster sich der Freygebigkeit des Königes erfreuen mögen, daß sich seine Gnade über die Großen des Königreichs ausbreiten möge. In den Litaneyen, daß Gott den heiligen Pabst und alle Orden der Kirche in ihrer heiligen Religion erhalten wolle. Während der Salbung scharft man dem königlichen Candidaten noch ein, nie seine Rechte auf die Königreiche der Sachsen, der Mercier oder mittelländischen Engländer, der nordischen Völker und der Cimbrier aufzugeben. Indem man ihn krönt, wünscht man ihm die Stärke des Rhinoceros, und daß er die feindlichen Nationen, wie ein ungestürmer Wind, bis an die äußersten Enden der Erde vor sich hin jagen möge. Wenn er endlich auf den Thron gesetzt wird, so endigt der Consekurator mit den herrschsüchtigen Worten: Weil sie die Geistlichkeit den heiligen Altären näher sehen, als die übrigen

Gez

Getreten, also müssen Sie auch mehr Aufmerksamkeit auf sie haben, sie an dem ehrenvollsten Platze zu erhalten. Welcher Unwille bemeisterte sich meines Herzens, als ich sah, wie fast alle Zuschauer davon gerührt schienen! Als der Erzbischof laut ausgerufen: Vivat rex in æternum, und ihn umhalsete hatte, drang das Volk in Menge zur Kirche herein, und wiederholte Vive le Roi! und der Enthusiasmus ergriff die ganze Versammlung: der König und seine Brüder weinten, die Königin befand sich übel, wurde genöthiget hinauszugehen, frische Luft zu schöpfen, und verlor (beklammerte ein Redner, ein Mitglied von der französischen Akademie) einige Augenblicke von dem schönsten Tage ihres Lebens: die Marmorherzen der Hofleute und die härtesten Herzen der Priester wurden erweicht, wie bey einer schönen und rührenden Tragödie. Unter den fremden Ministern, deren Augen in Thränen badeten, befand sich auch ein Abgesandter von Tripoli. Man war sehr aufmerksam auf das Verhalten dieses Muselmanns, und man hatte die Zufriedenheit, ihn von den nemlichen Entzückungen hingerissen zu sehen. Ich hingegen, der das alles wie eine eitle Ceremonie ansah, war in mir unzufrieden; aber nicht über die Medaille, die dieser Begebenheit zu Ehren geschlagen worden. Es war mir eine davon in die Hände gefallen, und mein ganzer Zorn erwachte wieder bey ihrem Anblick. Ich urtheilte, die Geistlichkeit allein müsse die Zeichnung dazu gegeben haben. Der Monarch liegt knieend der Religion zu Füßen, die durch das Sinnbild des Kelchs und der Hostie charakterisirt ist. Sie gießt das Salböl auf das gedemüthigte und vor ihr gebückte Haupt Ludwigs XVI. Keine andere Figur charakterisirt in etwas die Nation, und die Legende antwortet auf diesen Ausschluß mit den Worten: Deo Consecratori. Sie macht gewiß der Erfindung und dem Patriotismus der Herren von

von der Akademie der Innschriften keine Ehre. Was das Brustbild des Königs anbetrifft, so ist es ebenfalls sehr kritisiert worden, man hat gefunden, daß der Künstler diesem jungen Prinzen eine sechzigjährige Gestalt gegeben habe. Das Brustbild ist mit der Innschrift umgeben: Ludovicus XVI, Rex Christianissimus. Rheims II Jun. 1775.

Dies mag ist genug seyn von diesem berühmten Tage: ich fand an den andern nichts besonders merkwürdiges als am vierten, wo Seine Majestät 2400 Kranke, welche mit Kröpfen versehen waren, berührten, die indessen doch nicht alle kurirt wurden. Der König begiebt sich zu Pferde in die Abtey St. Remi, um dieses Wunder zu bewirken. Hier hatte man der Treue einen Altar aufgerichtet, und weiter hin dem Mitleiden einen. Dieses letzte Monument verdient eine umständliche Beschreibung. Es war die Frage, den Augen des Monarchen die lange, traurige und schmutzige Mauer eines Hospitals zu maskiren. Der Künstler hatte sie in eine prächtige Terrasse verwandelt, und in der Mitte erhob sich der besagte Altar. Er war mit Festons und Guirlanden geziert. Dreyßig kleine Kinder von dem zärtlichsten Alter waren dabey hingruppirt, sie warfen Blumen hin, als Seine Majestät vorbeiritten, und vermischten ihre schwachen Zurufungen mit dem Freudengeschrey des Volks. Längst dem Teppich waren kleine Mädchen hingestellt, und zwischen zehn und zehn immer eine Klosterfrau. Im zweyten Rang befanden sich vierhundert Greise von beydenley Geschlecht. Das hieß dem Herzen des Monarchen Ehre machen, daß man ihm so ein Schauspiel von Elend zeigte, welches zwar unter äußerlicher Reinlichkeit und Ingenuität versteckt war. — Aber es war darum zu thun, seine Blicke an sich zu ziehen, und sein Mitleiden zu erregen: dieß geschah. Er ließ diesem Hause Hülfe reichen, und die Hofleute,

M. S. L. 80. R welche

welche immer die Affen ihres Herrn sind, ahmten der Frengbigkeit des Königs nach. Nach diesem pittoresken und rührenden Kunststück gab man dem Herrn Dohen, (so hieß der Künstler,) den Namen Architect des Herzens, der wohl eben so viel werth war, als erster Maler des Comte d'Artois.

Eine der Wohlthätigkeit des Monarchen würdigere Handlung, als das abergläubische Wunder, welches noch kein gesalbter König bewirkt, war diese. Der Erzbischof von Rheims bekam den Auftrag, alle Unglückliche, die sich in den Gefängnissen der Stadt befanden, zu befreien. Dieser ließ sie alle versammeln, und suchte sie zu verpflichten, durch ihre künftige Ausführung die Gnade zu verdienen, welche der König ihnen bewilligte, und hierauf befahl er, daß sie ihm folgen sollten, und führte sie unter die Fenster ihres Befreyers, wo sie ihm in lauten Jubelstönen dankten.

So ist gegenwärtig diese Ceremonie beschaffen, die ehemals sehr ernsthaft, sehr ausdrucksvoll war, und wobey die Religion nur das Mittel der Bekräftigung war. Ist ist sie ein bloßes geringfügiges Spielwerk, ein prächtiges Schauspiel ohne Ziel und Zweck, das unmäßige Kosten verursacht, und wobey sich in den isigen Zeiten nicht mehr solche politische Spekulationen machen lassen, wie Colbert zu Ludwig des XIV Zeiten machte. Wenn dieser König Geld nöthig hatte, so sagte Colbert, sein Minister, zu ihm: Sire, man muß ein Fest geben. Damals war der französische Hof noch der einzige prächtige, der den übrigen den Ton gab, und die Bewunderung von ganz Europa erregte. Heut zu Tage ist es nicht mehr so: die Fremden sind nicht mehr so thöricht, ihr Geld herzubringen: die Nation allein hat dieses Schauspiel bezahlt, wobey sie die erste Rolle hätte haben sollen, und wovon sie nur den Anblick hatte.

Einige

Einige Patrioten haben wider diese Usurpationen geschrieben. Man hat mir drey wichtige Werke hierüber mitgetheilt. Zwey sind vom Parlament verbrannt worden, nemlich l'Ami des loix & le Catechisme du Citoyen, ou Elemens du Droit public François, par Demandes & par Reponses. Sie sind aus den vornehmsten Publicisten, so wie aus den Remonstranzen der Höfe, gezogen. Sie sind auf die gesunde Vernunft, auf die Natur und auf die ersten Begriffe des Ursprungs der Gesellschaften gegründet. Aber die Obrigkeit behauptet, daß dergleichen politische Problemen beständig unter dem Schleier bleiben müssen; das heißt, die Nation muß sie nicht wissen, damit sie nicht im Fall sey, über die Verletzung ihrer Rechte zu seufzen, und vielleicht in Versuchung gerathe, sie geltend zu machen. Folglich sind diese Schriften als solche erklärt worden, welche zu Aufzürhren reizten, der Souverainität des Königs nachtheilig, und den Grundgesetzen des Königreichs ganz zuwider wären.

Das dritte Werk ist den Flammen entgangen, unstreitig weil niemand den Muth gehabt, Langeweile sich daraus zu bereiten. Es ist betitelt: le Sacre Royal, ou les Droits de la Nation françoise, reconnus & confirmés par cette Ceremonie. Es ist ein gelehrtes Gewebe von Stellen aus der heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern, aus den alten und neuen Geschichtschreibern, aus den politischen Schriftstellern.

Wider zween bis drey gute Schriftsteller, die diese Gelegenheit ergriffen, einem jungen Prinzen seine Pflichten vorzuhaltten, fanden sich eine Menge schmeichlerischer Autoren, welche das Licht, das jene in ihnen anzuzünden sich bemühten, zu ersticken suchten.

Herr Marmontel schrieb einen Brief sur la Ceremonie du Sacre de Louis XVI. Anstatt in dieser Ceremonie den wichtigsten Augenblick für eine Nation zu

sehen, nemlich den, wo sie mit ihrem Haupte den Vertrag schließt, hat er nur eine theatralische Situation, eine empfindsame Scene darinn gesehen, und auf so eine Art vorgetragen, daß man wohl sieht, daß er die Rührung nicht empfunden, die er zu schildern gesucht.

Es erschien ferner eine Schrift: Ceremonial du Sacre des Rois de France, in welcher das Alter dieser Religionshandlung, die Bewegungsgründe ihrer Einführung, die Pracht, mit der es gefeyert worden, das Costume der Kleidungsstücke und eine Chronologische Tabelle von den Salbungen der Könige zu finden ist.

Ein M. Louis Vincent Goezmann de Thune schrieb Essais historiques sur le Sacre & Couronnement des Rois de France, les Minorités & les Regences, précédés d'un Discours sur la Succession à la Couronne. Ob der Verfasser gleich in seiner Schrift mehr dem Hofe, als der Geistlichkeit, zu gefallen sucht, so wagt er doch das Wunder des heiligen Oelfläschleins zu behaupten, daß es vom Himmel gebracht worden, und daß sich sein Del bey jeder Salbung wieder erneure. Indessen versichert er, daß sich keiner von den Königen des ersten Stamms weder salben noch krönen lassen, daß sie glauben, dieser Ceremonie nicht zu bedürfen.

Herr Mercier, Verfasser des Songe d'un Citoyen oder de l'An 2440, hat eine weit heittrere Einbildungskraft, und sieht alles im schönsten Lichte. Er bemerkt, daß die unsterbliche Menge von Tugenden, die Freundinnen und Gefährtinnen guter Könige, majestätisch in den Lüften gerade über dem Haupte des jungen Monarchen schwebten.

In einer andern allegorischen Fiktion, welche betitelt ist: Le Sacre de Numa, ou Egerie, histoire trouvée dans les ruines d'Herculanum, wird der König mit dem Numa verglichen. Man beschreibet darinn die Königswahl dieses Nachfolgers des Romulus. Sein
Thron

Thron stand auf einer ehernen Tafel, auf welcher diese Worte: die Gesetze, mit goldenen Buchstaben eingegraben waren. Bey dieser Gelegenheit werden allen Ministern viele Komplimente gemacht, und der Verfasser thut sämmtlichen französischen Herren die unverdiente Ehre an, sie mit den Römern zu vergleichen.

Es giebt noch mehrere dergleichen Schriften, die alle über einen Leisten gemacht, alle von historischen Lügen angefüllt sind, um dem Könige den Ursprung seiner Würde zu verbergen, und ihn bis ans höchste Wesen zu erheben. Von der Menge von Versen, welche dabey zum Vorschein gekommen, will ich gar nicht einmal reden. Auch übergehe ich die Theaterfeyerlichkeiten.

Ich schliesse mit einer Betrachtung, die mir bey dieser Gelegenheit in den Sinn gekommen. Man wirft uns gewiß nicht vor, Milord, daß wir unsere Könige verderben; es geht kein Tag vorbey, wo wir ihnen nicht die Wahrheit sagen, und bisweilen sehr hart, theils in öffentlichen Blättern, theils ins Angesicht, und doch können wir diesen Misbrauch der Macht, wo sie unaufhörlich hinstreben, nicht unterdrücken. Sie sehen, ungeachtet so vieler Widersprüche, so vieler Einschränkungen, wie weit sich heut zu Tage das königliche Prærogativ ausdehnt, was für Misbräuche vorgegangen sind, daß Georg III, nicht zufrieden mit großen Schritten gegen den Despotismus der alten Welt fortzuschreiten, so mäßig er sonst seyn mag, Amerika unterjochen will. Wie könnten sich die Monarchen dieses Landes, welche von ihrer Geburt an vergöttert werden, deren ungerechtester Wille als ein Orakelspruch angesehen wird, deren Eigensinn das Gesetz ist, wie könnten sich diese in den Grenzen der Ordnung erhalten, welche der schwächste Sterbliche immer zu überschreiten sucht? Weit entfernt, einige Tugend von ihnen zu erwarten, muß man es ihnen

noch Dank wissen, für das Böse, welches sie nicht thun. Dieses sage ich den Franzosen alle Tage, welche lachen und behaupten, daß wir weit unglücklicher seyen, als sie, oder wenigstens es bald seyn werden. Quod omen Deus avertat!

IV.

Theatre à l'usage des jeunes personnes. à Paris chez Panckoucke. 1779. & en Suisse chez les libraires associés. 1779.

Die Verfasserinn dieses Theaters ist die Gräfinn von Genlis, in Paris. Drey Lustspiele von ihr, die sich im Parnasse des Dames befinden, und welche Renner von allem übrigen ausgezeichneten, nemlich l'amant anonyme, les fautes delicatesses und vorzüglich la mere rivale, hatten schon ein Talent angekündigt, welches viel versprach, und welches die Franzosen erkannten. Diese Verfasserinn, die sich schmeicheln konnte, mit Glanz auf der französischen Bühne zu erscheinen, entsagt dieser glänzenden Sphäre, und will lieber weniger berühmt, aber nützlicher seyn, besonders ihrem Geschlechte, für welches sie dieses Theater eigentlich geschrieben hat. Aber auch in diesem Fach hat sie sich unter ihren Landsleuten berühmt gemacht, und in unserer Sprache würde ihr Theater ebenfalls sehr gut aufgenommen werden, und ein nützlicher Zuwachs zu der ohnedieß geringen Leserbibliothek für junge Frauenzimmer seyn. Zwar muß man es eigentlich nicht als Theater ansehen; alle darin enthaltene Stücke sind mehr moralische Abhandlungen, die in Handlung gesetzt sind, und in welchen die Verfasserinn Feinheit der Empfindungen, Grundsätze der Tugend, Rührung und Güte, mit Natur und Annehmlichkeit

vor

vorgetragen hat. Die Verfasserinn mußte große Schwierigkeiten überwinden, wenn sie ihre Dramen ohne Hülfe der Intrigue, heftiger Leidenschaften, der Contraste von Lastern und Tugenden interessant machen wollte; übrigens hatte sie sich zum Gesetz gemacht, keine Männerrollen hinein zu verflechten, so wenig als es sich immer thun ließe, und so zu sagen kein Wort vorzubringen, was nicht eine Lektion für junge Frauenzimmer wäre. Auch hat sie sich Mühe gegeben, keinen wirklich hassenswürdigen Charakter darinn aufzustellen; sie hat nur entsetzende Fehler aufgeführt, die immer mit einem guten Herzen begleitet, und der Besserung fähig sind. Nur der einzige Charakter der Dorine im *l'Enfant gaté* ist wirklich lasterhaft; aber sie glaubte, hierdurch junge Leute vor den Schmeicheln der Dienstbothen verwahren zu können.

Das erste Stück ist *Agar dans le desert*, Comedie en un Acte. Da es sehr kurz ist, so will ich es meinen Lesern am Ende ganz mittheilen, um selbst urtheilen zu können, obgleich jedermann einsehen wird, daß dieses nicht das beste Stück unter allen seyn kann.

Das zweite Stück ist *La belle & la bête*, en deux Actes. Es ist aus dem nemlichen Märchen gezogen, welches dem Herrn Marmontel zu der komischen Oper *Semire und Azor* Gelegenheit gegeben. Nach den Gesetzen, das sich die Verfasserinn gemacht hat, mußte die Erzählung sehr vereinfaltiget werden: indessen hat sie für Empfindung und Moral, nach meinem Gefühl, weit mehr Interesse daraus zu ziehen gewußt, als Herr Marmontel. Das Stück besteht nur aus drey handelnden Personen; diese sind Zirphe (die Schöne); Phedime, eine Freundin, die mit ihr erzogen worden, und der Genius Phanor (das Thier). Die Scene ist in dem Pallaste dieses letzten. Da das hauptsächlichste dieses Märchens auch in dieses Stück übergetragen

worden, so will ich mich nur auf die Behandlung der Geschichte einschränken. Darinn geht nur die Geschichte des Stücks vom Märchen ab, daß Zirphe in ihrem väterlichen Hause einem Manne ihre Hand geben sollte, der ihr verhaßt war. Der Genius Phanor entführt sie aus diesem mit ihrer Freundin Phedime, und macht sie zur Gebieterinn seines bezauberten Pallasts. Die Behandlung besteht in der Entwicklung einer neuen und fühlbaren Seele, die sich durch Güte rühren läßt, die der Tugend wegen sich an Häßlichkeit gewöhnt, und die das Mitleiden gegen einen Unglücklichen, der es nicht zu seyn verdient, endlich zu einer zärtlichen Empfindung leitet. Phedime unterstützt die Bemühungen des Phanors, und erregt selbst in dem Herzen der Zirphe einige Eifersucht. Zirphe kann nur seinen Anblick nicht ertragen, seiner Tugenden und seines vortrefflichen Herzens wegen liebt sie ihn, und muß ihn lieben. Aber so oft sie ihn sieht, schreckt sie sein Anblick einige Schritte zurück. Aber je mehr sie sein edles Herz kennen lernt, desto mehr verliert sich ihre Furcht. Sie hat nur eben wieder eine Entdeckung gemacht, wodurch er ihrem Herzen noch werther geworden. Das Ohngefähr hat sie in einen Flügel des Pallasts geführt, wo sie eine Menge Reisende angetroffen, die alle von der Freygebigkeit des Phanors bewirtheet worden. Die Inschrift an diesem Gebäude ist: Allen Unglücklichen. Dieß rührt sie innigst, und in dieser Rührung begiebt sie sich in den Garten, wo Phanor ist. Sie sucht ihn auf, und erschrickt doch, so bald sie ihn sieht. Doch sie überwindet ihre Furcht vor seinem Anblick, und Phanor nähert sich ihr mit einem Kästchen, welches er ihr auf die edelmüthigste Art zum Geschenk macht, und begiebt sich traurig hinweg. Phedime kommt dazu, und beyde sind um ihn besorgt. Zirphe öffnet endlich das Kästchen, worinn ein Ring und ein Briefchen von Phanor liegt, in welchem er ihr schreibt,

daß

daß er, da er doch nie hoffen dürfe, von ihr geliebt zu werden, lieber sterben, als ihr verhaßt seyn wolle, und daß sie durch den Ring, den er ihr zum Geschenk mache, sich plötzlich hin begeben könne, wohin sie wolle. Zirphe fühlt ihr ganze Liebe für den edeln Phanor. Sie geräth in Verzweiflung, und wünscht sich sogleich an den Ort, wo Phanor ist. Die Scene verwandelt sich; Phanor zeigt sich in allem Glanze der Schönheit, und seine unglückliche Verwandlung hat nun ein Ende, da er ein Herz gefunden, das ihn auch trotz seiner Häßlichkeit liebt. Das Stück beschließen folgende Worte der Phedime:

„O ihr fühlbaren und tugendhaften Herzen! beklagt euch nie über das Schicksal; dieses Beispiel mag euch lehren, daß Wohlthätigkeit und Güte die sichersten Mittel sind, zu gefallen, und die einzigen Rechte, geliebt zu werden.“

Das dritte Stück ist betitelt: les Flacons, en un Acte. Der Einfall ist sehr sinnreich. Melinde hat ihre beyden Töchter Iphise und Cenie der Sorgfalt einer Fee anvertraut, die bey ihrer Geburt obgewaltet, und sie in ihrem Pallaste erzogen hat. Um sie von ihren Fehlern zu befreyen, und besonders von der Eitelkeit, hübsch und artig zu seyn, worüber sie die Vervollkommung ihres Geistes und Herzens vernachlässigten, hat sie dieselben überredet, daß sie sie häßlich gemacht, und durch die Macht ihrer Kunst bestätigt sie ihr Spiegel in diesem Irrthume. Sie gewöhnen sich nach und nach an ihre Häßlichkeit; und als sie ihre Mutter nach drey Monathen wieder sieht, findet sie dieselben schon ganz in ihr Schicksal ergeben; aber sie sind auch schon viel besser geworden, und wenden ihre Zeit, die sie vorher am Puzirisch zubrachten, auf nützliche Arbeiten und Wissenschaften. Die Fee, die nun ziemlich zufrieden mit ihnen ist, wählt den Augenblick der Rückkunft zu ihrer Mutter,

um sie auf eine sehr künftliche Probe zu stellen. Sie giebt ihnen zween Flacons, die mit Essenzen angefüllt sind. Die eine ist rosenfarben, und hat die Kraft, ihnen ihre erste Gestalt wieder zu geben; die zwote ist weiß, und hat die Kraft, ihnen alle Eigenschaften des Herzens und des Geistes zu geben; sie haben freye Wahl, und die Fee will nicht einmal, daß ihnen die Mutter dabey rathe. Die beyden Mädchen bleiben sich allein überlassen, um ohne Zwang zu wählen. Anfangs, nachdem sie sich noch vorher im Spiegel besehen haben, sind sie bereit, die rosenfarbne Essenz zu trinken. (denn die Fee konnte ihnen nur die Kraft des einen gewähren;) nach vielen Ueberlegungen aber, und besonders aus Achtung und Liebe zu ihrer Mutter, fassen sie Muth, den Flacon mit der weißen Essenz auszuleeren. Nach geschעהener That blicken sie sich einander an, und sehen sich wieder in ihrer vorigen Gestalt; weswegen sie fürchten, sich in den Essenzen betrogen zu haben. Aber die Fee und Melinde treten herein, umarmen sie mit Entzückungen der Freude, und entdecken ihnen die Wahrheit. Melinde sagt ihnen noch am Ende: „Vergeßt nie, meine Kinder, daß in allen Begebenheiten des Lebens die rechtschaffenste und tugendhafteste Entschliesung immer die sicherste und beste ist.“

Das vierte Stück ist l'Isle heureuse, en deux Actes. Der Zweck dieses kleinen Schauspiels ist, zu zeigen, wie sehr Tugenden und Güte Talenten und Wiß vorzuziehen sind, und wie man sowohl Eigenschaften des Herzens als des Geistes mit einander vereinigen könne, ohne die erstern zu vernachlässigen, und mit den letztern zu prahlen. Die verstorbene Königin der glücklichen Insel hat keine andern Erben hinterlassen, als zwo Prinzessinnen, die ihr sehr fern verwandt sind; sie hat zwischen beyden keine Wahl treffen wollen, sondern sie zwo Feen zur Erziehung anvertraut, welche Schwestern sind und Luminense
und

und Bienfaisante heißen. Lumineuse ist die Erzieherinn der Rosalide, und Bienfaisante die Erzieherinn der Clarinde. Beyde haben einen ganz verschiedenen Plan befolgt. Letztere hat Clarinden besonders die Tugenden eingefloßt, die ihr Name ausdrückt, den Wunsch gutes zu thun und sich beliebt zu machen. Lumineuse hingegen hat aus Rosaliden ein Wunder von Wiß und Talenten machen wollen. Beyden sind ihre Absichten gelungen. Es ist nun darum zu thun, welche von beyden Prinzessinnen die Königin der glücklichen Insel seyn solle. Sie haben zum Throne gleiches Recht, aber er soll derjenigen zu Theil werden, welche die Weisen und Greise der Insel wählen werden. Der Tag der Wahl ist festgesetzt. Jede von den Feen schmachtet sich ihre Schülerinn gekrönt zu sehen. Lumineuse rechnet besonders auf die Wirkung, die Rosalidens Rede hervorbringen wird; sie betrügt sich auch nicht; diese Rede, die mit allem möglichen Fleiße studiert war, erhält allgemeinen Beyfall. Aber Clarinde, die sich auf keine Rede vorbereitet hat, und keine andere Beredsamkeit als die Beredsamkeit des Herzens, besitzt, hat kaum angefangen zu reden, so strömen schon alle Augen von Thränen über, und alle Stimmen sind für sie, und erklären sie zur Königin. Rosalide, welche erst seit diesem Tage Claridens Vorzüge einsehen lernen, ist die erste, die ihr zu ihrem Triumph Glück wünscht, und ihre Vorzugsrechte erkennt. Clarinde ist nicht weniger großmüthig; sie will den Thron mit keiner andern Bedingung bestiegen, als um ihn mit Rosaliden zu theilen, und nöthigt sie, darein zu willigen. Die Fee Lumineuse beschließt das Stück mit folgender Lehre: „Genießt nun, meine Kinder, des Glücks, dessen ihr so würdig seyd, und vergesst nicht, daß die größten Talente und die glänzendsten Eigenschaften, ohne Bescheidenheit, Wohl-

Wohlthätigkeit und Güte, nur unnütze und gefährliche Geschenke sind.“

Das fünfte Stück ist: *l'Enfant gâté*, en deux Actes. Lucie, Melanidens Nichte, hat eine Gouvernante, die ihr ganzes Vertrauen besitzt, welches sie misbraucht. Sie schmeichelt allen Fehlern ihrer Schülerinn, ihrer Trägheit, ihrem Hang zur Verläumdung, ihrer Eigenliebe, und dieser Charakter ist nur zu oft der Charakter dieser Art Leute, denen man die Erziehung der Kinder anvertraut. Dorine haßt und verachtet eigentlich ihre Schülerinn, nichts desto weniger schmeichelt sie ihr, weil sie ihren Unterhalt von ihr hat, und sich selbigen auf Zeitlebens von ihr verspricht. Lucie lernt sehr wenig bey ihrer Gouvernante, Toinette hingegen, Luciens Kammermädchen, die mit ihr aufgezogen worden, und an den Lektionen der Lucie Theil nehmen darf, zieht vielen Nutzen daraus. Toinette ist ganz der Contrast von Dorinen. Sie liebt Lucien sehr, aber darum ist sie Dorinen verhaßt; Lucie, die ein gutes Herz, und nur einen verderbten Verstand hat, verzeiht ihr ihre Freymüthigkeit wegen der wahren Freundschaft, welche der Grund davon ist. Dieses natürliche Gute in Luciens Charakter, welches nur durch eine schlechte Erziehung unterdrückt worden, konnte nicht ganz in ihr vernichtet werden. Der Contrast der Gouvernante, die ihrer Schülerinn beständig durch Schmeicheln zu gefallen sucht, und einer Freundin, die ihr nicht misfällt, ob sie gleich immer von ihren Fehlern mit ihr spricht; die Situation der jungen Lucie, welche gern ihrer Eitelkeit und ihrer Schwachheit Gehör giebt, die sie für Dorinen geneigt machen, Herz und Gewissen aber, die sie zu Toinetten lenken, machen ein sehr interessantes und moralisches Gemälde aus. Lucie hat bey aller Verdorbenheit dennoch viel Gutes. Wenigstens ist der Charakter

so gezeichnet, daß man sieht, er ist nur durch Schmeichelehen ihrer Eitelkeit verdorben. Sie hat viel Hang zu Spott und Verläumdung. Einmals hält sie sich sehr über ein vollkommenes Frauenzimmer auf. Toinette widerspricht ihr, und sagt ihr, wie ganz anders dieses vortreffliche Frauenzimmer von ihr urtheile. Lucie erfährt bald eine noch nützlichere Lektion. Sie muß zu ihrer Mutter in den Saal kommen, wo sich Gesellschaft befindet, und ihr Zeichnungsbuch mitbringen; man macht ihr da über ihre Talente und Geschicklichkeiten viele Komplimente, und Lucie begiebt sich wieder triumphirend hinweg. Von ohngefähr begiebt sie sich in den Garten, hört hinter einer Hecke von sich reden, und die nemlichen Personen, die sie kurz vorher am meisten gelobt hatten, suchen ihr alle ihre Fehler auf, und tabeln sie aufs schärfste. Eine einzige vertheidigt sie. Diese ist eben das vortreffliche Frauenzimmer, das sie so verspottet und verhöhnt hatte. Lucie geht beschämt zu Dorinen, und erzählt ihr die ganze Geschichte, welche darüber lacht, und sie zu überreden sucht, es sey bloß aus Eifersucht, wenn man sie table. Dieß macht aber Lucien aufmerksam auf sich, und misstrauisch gegen Dorinen. Toinette sucht sie noch darinn zu bestärken, und zeigt ihr einen Brief von Dorinen, den sie auf der Treppe gefunden, worinn sie von Lucien auf das verächtlichste spricht. Lucien gehen nun die Augen ganz auf; sie entdeckt ihre Unzufriedenheit Dorinen, die sich aus Beschämung entfernen will; aber sie bittet sie, bey ihr zu bleiben, wenn sie sich ändern will, und mit der Bedingung verspricht sie, ihrer Mutter nichts davon zu sagen. Aber Dorinens Gewissen treibt sie fort. Melanide, welcher Toinette alles entdeckt hat, giebt ihr den Abschied, und auf Luciens Ersuchen will sie ihr demungeachtet ihren künftigen Unterhalt versichern. Die Moral, welche die Tante ihrer Nichte beym Schluß sagt,

sagt, ist diese: „Diese grausame Erfahrung, mein Kind, lehre dich, keinen Schmeichlern zu trauen, und die Wahrheit zu lieben; sie allein kann uns Licht über unsere Fehler geben, und die Eigenliebe verdrängen, die uns verführt und verdirbt.“

Unter allen Stücken dieser Sammlung ist dieses Stück unstreitig im gemeinen Leben am anwendbarsten.

Das sechste Stück ist: *La Curieuse en deux Actes*. Das Interesse desselben ist noch dringender, als in den vorigen. Die Handlung ist, ob sie gleich hinter der Scene vorgeht, sehr anziehend, und nie hat man vielleicht ein schreckhafteres Beispiel von Unglücksfällen gegeben, welche die Neugierde und Unbesonnenheit, die gewöhnlichsten Fehler der ersten Jugend, hervorbringen können. Die Marquisin von Valcour hat zwei Töchter, Sophie und Pauline, und eine Nichte, mit Namen Constantia, welche mit ihnen erzogen worden. Pauline ist außerordentlich neugierig, und dieser Fehler ist Ursache, daß ihre Mutter, welche vor Sophien und Constantien, deren Vorsichtigkeit sie kennt, nichts geheim hat, Paulinen nichts vertraut, weil ihr ihre Unbesonnenheit schon einige male sehr unangenehme Folgen zugezogen. Madame de Valcour ist eben mit einem sehr wichtigen und traurigen Geheimnisse beschäftigt; ihr Sohn, der Chevalier de Valcour, ist in ihrem Schlosse unter dem Namen de Mirville verborgen, und dieses Geheimniß ist die Folge einer sehr außerordentlichen Begebenheit. Er hatte sein Regiment ohne Urlaub verlassen, um nach Valenciennes zu reisen, und einem Freunde zu helfen, der seiner Dienste bedurfte. Da er in zween Tagen wiederzukommen gedachte, so hatte er auf dem Wege den Namen Chevalier de Mirville angenommen. Das Unglück wollte, daß er mit dem Sohne des Baron de Senanges Handel bekam. Er ließ ihn für todt liegen, und war selbst sehr verwundet.

Da

Da er sich nur 4 Stunden vom Schlosse seiner Mutter befand, so hatte er das Glück, dem Thibaut, dem Castellan des Schlosses, zu begegnen, der ihn bey Nachtzeit, so geheim als möglich, ins Schloß tragen ließ. Da wurde er von einem Kammerdiener und Chirurgus gepflegt, und in einem Cabinet verborgen, so daß niemand weiter im ganzen Hause von seiner Gegenwart etwas wußte. Diese Vorsicht war um so viel nöthiger, da der Baron de Senanges, welcher gehört, daß der Chevalier de Mirville der angreifende Theil gewesen, an alle Commandanten der Gränzpläze Befehle ausgwirkt, den Chevalier gefänglich anzuhalten. Der Baron selbst befindet sich in der Nachbarschaft des Schlosses Valcour, kömmt, der Marquisinn einen Besuch abzustatten, und jagt dieser unglücklichen Mutter unaufhörlich Schrecken ein, indem er ihr immer von seiner Rache vorsagt. Pauline hat wahrgenommen, daß etwas verstecktes im Schlosse sey; es ist ihr endlich durch viele Untersuchungen und Mühe, und mit Hülfe der Rose, des Gärtners Tochter, die sie zu ihrer Vertrauten gemacht hat, gelungen, diese Entdeckung zu machen. Rose hat auch von einem Unbekannten einen Brief bekommen, um ihn Sophien einzuhändigen, sie und Pauline haben ihn endlich geöffnet, und gesehen, daß er von einem jungen Menschen war, welcher Sophien zur Ehe verlangt, aber seinen Namen nicht unterschrieben hat. Demungeachtet verlangt er Antwort, und bittet, sie im Park in einen hohen Baum zu legen, den er bestimmt. Pauline gewinnt endlich so viel über sich, daß sie durch Rosen eine Antwort schreiben läßt, die aber bloß in folgenden Worten besteht: Sie können sich zeigen. Zu gleicher Zeit verdoppelt sie ihre Bemühungen, um das Geheimniß auszuforschen, welches ihr ihre Mutter, ihre Schwester, und ihre Cousin, die sie alle in geschäftiger Unruhe sieht, verheelen. Sie hört von ohngefähr den
Namen

Namen des Chevalier de Mirville, und dieser Name verdoppelt ihre Neugierde. Sie begegnet im Park dem Baron de Senanges, der sich in eine Unterredung mit ihr einläßt; sie antwortet mit der größten Begierde, alles zu sagen, was sie weiß, und ihr größter Kummer ist nur, daß sie nicht mehr weiß. Sie beklagt sich, daß man ihr alles verheele, aber sie fügt hinzu, daß sie demungeachtet gar wohl wisse, daß der Chevalier de Mirville im Cabinette unten an der großen Gallerie verborgen sey. Bey diesem Namen verläßt der Baron sie sogleich, und Pauline fängt an zu glauben, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen, und bereut schon, was sie gethan. Sie wird gar bald inne, daß ihre Furcht nur allzu gegründet ist. Nachts um zwölf Uhr, mitten im Park, bey dem Anfang eines Gewitters, erzählt sie Rosen ihre Bekümmerniß. Ihre Mutter kommt dazu, und ist erstaunt, daß sie sie um diese Stunde hier antrifft, und in dem nemlichen Augenblick kündigt man der Marquisinn an, daß der Baron alles wisse, daß er schon zween Couriere abgeschickt, daß er verreisen, und den Chevalier de Mirville arretiren lassen wolle. Die Mutter, welche ganz in Verzweiflung geräth, fällt auf den Argwohn, daß der Kammerdiener alles entdeckt habe. Pauline gesteht ihren Fehler, und fällt für Schrecken in Ohnmacht, als sie hört, daß dieser Chevalier de Mirville ihr Bruder sey. Die Frau von Valcour befiehlt Rosen, ihr beizustehen, und geht schnell weg, um, wo möglich, den Baron de Senanges von seiner Kette abzubringen. Pauline bleibt bey Rosen, die sie mit vieler Mühe wieder zu sich bringt. Das Gewitter, welches immer stärker wird, die Nacht, die gänzliche Ueberlassung ihrer selbst, die Gewissensbisse, die Bestrafung, die Thränen der Pauline, liefern ein sehr theatralisches und interessantes Gemälde. Pauline sendet Rosen ab, um zu sehen, was vorgeht; einen Augenblick darauf kommt

kömmt Rose wieder, und bringt tröstende Nachrichten mit: alles ist beigelegt, und der Unbekannte, welcher Sophiens Hand suchte, ist der Marquis de Senanges, der Sohn des Barons. Er ist von seinen Wunden wieder geheilt und hergestellt. Er hatte Sophien öfter gesehen, seit seine Gesundheitsumstände ihn im Lande zurück hielten, er wurde verliebt in sie; er erhält sie auch wirklich, und diese Heirath söhnt alles aus. Die Frau von Valcour umarmt Paulinen, und vergeißt ihr.

Das letzte Stück ist betitelt: les Dangers du Monde, en trois Actes. Es ist von einer höhern Art, als die vorigen, weil es für erwachsene Frauenzimmer geschrieben ist. Ueberhaupt ist eine Art von Gradation in den Stücken, sowohl in Ansehung der Empfänglichkeit junger Leute, als auch in der Wahl der Gegenstände oder Scenen der Welt und in ihrer Behandlung. Ob sich dieses Stück gleich von den übrigen auszeichnet, so hat sich die Verfasserinn doch an die nemlichen Gesetze gebunden, die sie bey den vorigen beobachtet hat. Die Schilderungen sind aus dem gesellschaftlichen Leben hergenommen, und wenn der Werth eines Schauspiels darinn besteht, daß es die Sitten treu schildert, so fehlt diesem nichts für seinen Zweck. Die Marquisinn von Gemini ist eine junge sehr wohl erzogene Frau, die sich aber in der Abwesenheit ihres Gemahls mit einer Vicomtesse Dorothea, einer sehr reichen und modischen Frau, eingelassen hat, welche sie in alle Unordnungen und in den Aufwand einer unaufhörlich zerstreuten Lebensart hineinzieht. Juliette, der Marquisinn Kammerfrau, sieht mit Schmerz, daß das Vermögen ihrer Herrschaft durch ihren Aufwand täglich abnimmt. Sie ist mit ihr erzogen, und von der Madame Dorizee, der Marquisinn Tante, zu ihr gethan worden; sie liebt ihre Gebieterinn zärtlich, und verheimlicht der Madame Dorizee, die ebenfalls Geschäfte halber

N. S. L. 80. ε abwe-

abwesend gewesen, nichts von dem, was vorgegangen. Die Vicomtesse Dorothée ist die leichtsinnigste Modenarrin, die man sich denken kann. Durch eine Menge Narrheiten und Inkonsequenzen hat sie die Marquisin mit in die Lebensart hineingezogen, die sie führt. Doch diese wird derselben bald überdrüssig, woran aber anfangs mehr der schlechte Zustand ihrer Schulden Ursache ist. Die Marquisin bereut ihre Lebensart, ist in Verzweiflung darüber, da sie ihren Gemahl zurück erwartet, und weiß nicht, wie sie sich aus diesem schlimmen Handel herausziehen soll; denn ihre Schulden, die sie in der Abwesenheit ihres Mannes gemacht hat, belaufen sich auf 70000 Livres. Juliette entdeckt diesen traurigen Zustand der Marquisin ihrer würdigen Tante, die aus großer Liebe zu ihr ihre Schulden bezahlt, und ihr Herz beruhiget, welches sich nur verirrt hatte, und nicht verdorben war. Da ich nur eine kurze Idee von jedem Stück geben kann, so darf ich mich nicht bey den Feinheiten der Behandlung aufhalten, die der Verfasserin in der That großes Talent fürs Theater anzeigen. Ich habe also in der Erzählung der Geschichte jedes Stück's mehr auf das Nützliche gesehen, und ich gestehe, daß dieß eins von den besten Büchern für junge Frauenzimmer ist, die ich kenne. Auch für Erzieherinnen, Gesellschaftserinnen und Bedientinnen ist es sehr lehrreich. Was mich besonders gefreut hat, ist, daß die Verfasserin die Erziehung junger Frauenzimmer durch Gouvernanten und in Klöstern in ein gewisses Licht gestellt, worinn sie wahre Freunde der Jugend leider oft erblicken müssen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht unangenehm seyn, nach dem, was sie von diesem vortreflichen Werke in seiner Art wissen, das kleinste Stück dieser Sammlung, *Agar*, ganz lesen zu können.

Es hat nur drey handelnde Personen: Agar, Ismael, Sohn der Agar, und der Engel. Die Scene ist in einer Wüste.

Erste Scene.

Agar und Ismael.

Agar.

(ihren Sohn an der Hand führend und ein Gefäß tragend.)

Was für traurige Gegenden! — welche schreckliche Einöde!

Ismael.

Mutter, laß uns zu unserm Vater zurückkehren; wir waren da so glücklich.

Agar.

Ach! mein Kind, Haß und Eifersucht haben uns daraus vertrieben, und das auf immer.

Ismael.

Haß? und was hab' ich denn gethan, daß ich ihn verblene? Und du, liebe Mutter, wie kann man dich wohl hassen?

Agar.

Der Neid, mein Sohn, macht ungerecht und grausam; er verleitet zum Haß, und das ist die hassenswürdigste, die schwärzeste von allen Leidenschaften.

Ismael.

Ein empfindliches Herz wird ihn also nie empfinden?

Agar.

Ein empfindliches Herz kann fehlen. — Der Stolz, mein Sohn, kann die zärtlichste Seele verderben, und sie der unsinnigsten Wuth der Rache überliefern.

Ismael.

Ach! Mutter, wenn ich Stolz habe, so wende ja alle Sorgfalt an, mir ihn abzugewöhnen.

Agar.

Die Vernunft allein kann uns dafür verwahren. Der Urheber der Natur hat nichts gemacht, was nicht gut wäre; wir sind ihm alle unsere Tugenden schuldig; und unsere Laster sind unser eignes Werk.

Ismael.

Wir werden also ohne Stolz geboren? —

Agar.

Gott prägte einen heilsamen Wunsch in unsere Herzen, der uns antreibt, uns hervorzuthun, und Ruhm zu erwerben.

Ismael.

Ist das die Eigenliebe?

Agar.

Ja, mein Sohn, dieses ist der göttliche Trieb, welcher Helden und große Männer hervorbringt; er ist im Grunde rein, und Gott hat ihn uns gegeben; aber der verderbte Mensch misbraucht dieses göttliche Geschenk, er verunstaltet es, erniedrigt es, wendet es auf eitle und nichtsnützige Gegenstände an, und endlich entsteht Stolz daraus.

Ismael.

Es ist doch ein guter Gott, Mutter; wenn wir seinem Befehl gehorchen, so muß er uns also lieben.

Agar.

Er ist auch unser Vater.

Ismael.

Warum seufzest du denn, Mutter? Warum sind wir ohne Stütze, ohne Hülfe in dieser Wüste?

Agar.

Er wacht über uns, und will uns nur prüfen.

Ismael.

Aber Müdigkeit und Kummer drücken uns zu Boden: wir haben keine Frenstatt und keine Nahrung, wie wollen wir so vielem Unglück widerstehen?

Agar.

Agar.

Durch Muth, der es verachtet, durch Ergebung, die sich ihm ohne Murren unterwirft. Leiden ist das Erbtheil des Lebens; es ist eine Prüfungszeit, eine Zeit des Ungewitters, aber sie ist kurz, sie geht schnell vorüber, und darauf folgt Unsterblichkeit, Ruhm und Glück — der Lohn der Tugend. Laß uns also aufhören, uns zu beklagen. Laß uns auf die Güter denken, die uns erwarten, und uns bemühen, ihrer würdig zu werden.

Ismael.

Du fürchtest dich also nicht vor dem Tode, Mutter?

Agar.

Ach! ich fürchte mich vor nichts, als dich zu überleben.

Ismael.

Der Tod ist ja nichts; es ist um einen Augenblick zu thun! — Aber leider! Hungern und Dursten! ach! Mutter! —

Agar.

Es giebt noch eine schrecklichere Qual, mein Sohn — diese ist, dem nicht Linderung schaffen zu können, den man liebt.

Ismael.

Hab' ichs nicht auch gefühlt? — Hab' ich dich nicht weinen sehen?

Agar.

Ach! mein Kind, wenn ich könnte, ich wollte mein Leben hin geben, um das deinige zu retten! —

Ismael.

O Mutter, was sollt' ich anfangen, ohne dich?

Agar.

O mein geliebter Ismael! — Grausame Sara, wenn du ihn hörtest! — wenn du ihn sähest! — Ja, dein

dein barbarisches Herz müßte gerührt werden. — Und ich, und ich, was muß ich erst empfinden? — Ach! mein Sohn, wir wollen den Muth nicht sinken lassen: unser Schicksal ist schrecklich, aber Gott beschützt uns und kann es ändern.

Ismael.

Diese Wüste bringt wohl einige wilde Früchte hervor, von denen wir uns nähren können; aber unter einer so brennenden Sonne verzehrt uns der Durst, und wir finden da weder Quellen noch Bäche.

Agar.

Vielleicht finden wir auch noch welche. — Uebrigens ist in diesem Gefäß, das einzige, was uns übrig geblieben, noch etwas Wasser: es ist für dich, es ist die letzte Hülfe, die dir meine Zärtlichkeit gewähren kann.

Ismael.

Ich will es mit dir theilen.

Agar.

Nur durch Erhaltung deines Lebens kann ich das meinige verlängern.

Ismael.

Mutter!

Agar.

Was, mein Kind?

Ismael.

Seit zween Tagen habe ich nicht geschlafen; ich bin ganz müde; wir wollen uns ein wenig niedersehen.

Agar.

Komm und ruhe, das wird dir deine Kräfte wieder geben; lege dich hier in den Schatten dieses Strauchs.

(Ismael folgt ihr, und legt sich nieder; sie setzt sich zu ihm hin, und stelle ihr Gefäß unten zu ihren Füßen.)

Ismael.

Ismael.

Versuchs auch ein bißchen zu schlafen, liebe Mutter.

Agar.

Nein, ich will bey dir wachen.

Ismael.

Du gehst also nicht von mir weg, wenn ich schlafe?

Agar.

Könnst' ich dich wohl einen Augenblick verlassen? — Seine Augen schließen sich — glückliches Alter! (Ismael entschlummert völlig.) Schlaf nur, schlaf, so wirst du dein Unglück nicht mehr empfinden, und das meinige wird dadurch versüßt werden. — (Sie betrachtet ihn eine Zeitlang.) Ach! wie seine Gesichtszüge verändert sind! Sie tragen das Gepräge des Leidens. — O mein Sohn! ohne dich, ohne deine Klagen, die mir das Herz zerreißen, mit welchem Muthе wollte ich mein Schicksal ertragen! — Seine Thränen fließen sehen, o Himmel, das ist Marter, die ich nicht aushalten kann. — Sie erschöpft alle meine Standhaftigkeit. Wie er schläft! — Armes Kind! (Sie umarmt ihn.) Wie lieb hab' ich dich nicht! (Sie berührt seine Stirne ganz leise mit der Hand.) Sein Gesicht glüht wie Feuer, die Sonne scheint ihm auf das Haupt. Ach! sogar im Schlaf ist er zu leiden bestimmt! — Aber könnt' ich ihm nicht ein Schirmdach machen, wenn ich meinen Schleier an diesem Ast befestigte? (Sie will den Ast nach sich ziehen.) Ich kann nicht hinan reichen, ich muß aufstehen, und meinen Schleier abthun. (Sie steht auf, macht eine Bewegung, und wirft das Gefäß mit Wasser um, das unten zu ihren Füßen stand.) Großer Gott! was hab' ich gemacht? — Dieses Gefäß war noch meine letzte Hoffnung, meine einzige Zuflucht, das Leben meines Sohnes! — Ach! Unglückliche! — Dieses Wasser konnte ihm wenigstens noch bis morgen zureichend seyn, —

und indessen hätten wir vielleicht eine Quelle entdeckt! —
 (Sie fällt, von Schmerz bestürzt, bey ihrem Sohn nieder.)
 Ach Himmel!

Ismael. (erwacht.)

Mutter!

Agar.

O mein Sohn!

Ismael.

Mutter! ich brenne ganz — ich kann nicht
 mehr — ein grausames Feuer verzehrt mich. —

Agar.

(nimmt ihn in ihre Arme und bedeckt ihn mit ihrem Schleier.)

Mein Gott! habe doch Mitleiden mit dem Ueber-
 maasß meines Kummers!

Ismael.

Mutter, ich sterbe vor Durst; nur einen Tropfen
 Wasser, liebe Mutter, und du giebst mir das Leben
 wieder.

Agar.

Nun wohl! mein Sohn, wohl! denn! so emp-
 fange denn meinen letzten Seufzer. — Du stirbst, ich
 bin Schuld daran; vergieb mir, ich werde dir nachfolgen.

Ismael.

Du hast also das Wasser alles getrunken, Mutter?

Agar.

Was sagst Du? — Großer Gott!

Ismael.

Wenn noch welches da wäre, und du fühltest das
 auch, was ich fühle, ich tränk' es gewiß nicht.

Agar.

O mein Sohn, kannst du mich barbarisch ge-
 nug glauben —

Ismael.

Ach! der Schmerz verwirrt und beunruhigt meinen
 Geist, verzeih mirs.

Agar.

Agar.

Ich wollte dich vor der Sonne beschützen — Ich stand auf — Ich warf das Gefäß um, und habe dir dadurch den Tod zubereitet! —

Ismael.

Nein, Mutter, — nein — dieses Wasser hätte mir nicht hinreichen können.

Agar.

Welche Blässe bedeckt seine Stirn! — mein Sohn! —

Ismael.

Gieb mir deine Hand, liebe Mutter, daß ich sie noch einmal küsse.

Agar.

Die Seinige ist kalt und zittert. — Mein Kind! — Er antwortet mir nicht mehr! — Ismael, öffne deine Augen! — Umarme nur noch einmal deine unglückliche Mutter! (Sie legt die Hand auf sein Herz.) Es schlägt noch! — (Sie legt sich auf die Kniee.) O du, erhabenes und wohlthätiges Wesen, dem alles möglich ist! Du, Erhalter und Beschützer der Unglücklichen, würdige deine Magd einen Blick auf sie zu werfen! — Ich unterwerfe mich, wenn du es befehlst; aber mein Vertrauen auf deine Güte ist so groß, als mein Gehorsam! — Erhalte mir das Gut, so du mir gegeben hast; oder, großer Gott! verdamme mich wenigstens nicht zu leben! Du wirst den Ausspruch thun, ich erwarte mein Urtheil. — Aber ein Vater wird es sprechen. (Sie fällt neben ihrem Sohn nieder, und verbirgt das Gesicht.) (Nach einem langen Stillschweigen.)

Der Engel. (hinter dem Theater.)

Agar! —

Agar.

Was hör' ich! und welche himmlische Stimme belebt mein Herz wieder? —

(Man hört eine angenehme Symphonie.)

Wo bin ich? —

(Der hintere Vorhang wird aufgezogen, und man entdeckt den Engel auf einer Wolke, mit einem Palmzweig in der Hand. Das Theater verwandelt sich in eine anmuthige Landschaft, die mit Blumen und Früchten geziert ist.)

Zweite Scene.

Der Engel, Agar und Ismael.

Der Engel.

Agar! —

Agar.

Was seh' ich! — (Sie betrachtet beständig ihren auf die Erde, ohne Bewegung, hingestreckten Sohn.)
O mein Sohn!

Der Engel, (näher sich.)

Agar! — trockne nun deine Thränen wieder ab.

Agar.

Mein Sohn wird mir also wieder gegeben werden? — Aber o Himmel! er ist ja ganz ohne Bewegung. — Ismael! Ismael! — Ach! es ist geschehen, er ist nicht mehr! — (Sie steht ungestüm auf, läuft zum Engel, und wirft sich ihm zu Füßen.) Muß ich also alle Hoffnung verlieren? —

Der Engel.

Dein Vertrauen, Agar, und dein Glaube sind nicht so stark, als deine Unterwerfung.

Agar. (immer noch zu den Füßen des Engels.)

Ja, ich habe mich drein ergeben. — Ach! wenn Gott ihn fordert, so will ich auch sogar meine Klagen unterdrücken. Aber mein Muth verläßt mich — ein schrecklicher Zweifel erstarret mein Herz. — Will mich Gott prüfen, oder will er das Maaß meines Elends voll machen? —

Der

Der Engel.

Würdest du ihm das einzige Gut, welches dir übrig ist, dieses so geliebte Kind, ohne Murren aufopfern?

Agar.

Ich hab' es von seiner Güte — er kann mir seine Wohlthaten wieder entziehen. — (Sie steht auf, und läuft nach ihrem Sohn.) Mein Sohn! — Umsonst ruf' ich ihn. Ach! er würde mich gewiß hören, wenn er noch athmete. Die Stimme seiner trostlosen Mutter würde seine Sinne gewiß wieder beleben. Mein Schreyen ist überflüssig. Ismael kann nicht darauf antworten. — Ismael! o süßer Name, den ich sonst so gern aussprach! geliebter Name! ist kann ich dich nur mit kummervollem Schmerz aussprechen.

Der Engel.

Agar! warum ergiebst du dich dieser eiteln Verzweiflung? — Du beweinst deinen Sohn. Er scheint in deinen Augen todt zu seyn: aber zweifelst du an der unsterblichen Macht des Herrn?

Agar. (sieht auf.)

Seiner Macht? — Ach, ich weiß, er kann alles; er kann die Quelle meiner Thränen vertrocknen; er kann mir meinen Sohn wieder geben. — Wie unsinnig bin ich nicht! Ich weinte, und Gott sieht mich, Gott hört mich. Die Ausschweifung meines Schmerzes beleidigte ihn vielleicht. Dieser Gedanke bestürzte mich, zerriß mein Innres. — Vergieb mir, großer Gott, mein strafbares Vergehen! — Wirf einen väterlichen Blick auf dieses Kind! laß dich seine Unschuld rühren! Ach! möchte es wenigstens nicht das Opfer der Fehler und der Schwachheit einer unglücklichen Mutter seyn! — O Himmel! laß deinen Zorn nur auf mich fallen — aber gieb meinem Sohne das Leben wieder: laß ihn leben! laß mich nur noch einmal mit ihm reden, und ihn hören

hören können, o mein Gott! — und ich will, noch im Tode, sowohl deine Gerechtigkeit als deine Güte anbeten und segnen.

Der Engel.

Agar, alles, was dich umgiebt, malt oder weisagt dir schon seine unendliche Wohlthätigkeit; er hat die schreckliche Wüste, worinn du seufztest, in einen herrlichen Aufenthalt verwandelt. Seine Macht und sein Ruhm stralen und glänzen um dich her.

Agar.

Ach! ein einziger Gegenstand zieht ist meine Augen an sich. Ich kann nichts sehen als meinen Ismael, den leblosen Ismael.

Der Engel.

Laß dich nicht niederschlagen, Agar. Du bist treu und unterwürfig. Hast du nicht das glückliche Recht alles zu hoffen? Welches Wunder ist dem höchsten Wesen unmöglich, welches im Innersten deines Herzens liebet? Er richtet dich, Agar, und beschützt dich. Er straft mit Nachsicht; und er allein weiß ohne Maaß zu vergelten.

Agar.

Was hör' ich, o Himmel! was für tröstliche und göttliche Worte!

Der Engel.

Schlage die Augen auf! sieh, glückliche Agar, die Güte des Herrn thut noch ein neues Wunder für dich.
(Der Engel berührt die Erde mit seinem Palmzweig, und sogleich entspringt daraus eine starke Quelle.)

Agar.

O mein Gott! so viele Wohlthaten werden mir nichts nützen. Du willst, daß ich sie genießen soll; Ismael wird also wieder aufleben.

Der Engel. (näbert sich dem Ismael.)

Nähere dich, Agar!

Agar.

Agar. (läuft, und stürzt sich vor ihres Sohnes Füßen auf die Kniee nieder.)

Ach! großer Gott! mein Sohn! — Aber ist es nicht ein Blendwerk? Seine Blässe verliert sich. — O Himmel, wenn ich mich betröge. (Sie faßt seine Hand.) Seine Hand — nicht mehr kalt? — Ismael! mein Gott! vollende dein Werk. — (Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, betrachtet sie ihren Sohn sehr aufmerksam.) Er schlägt die Augen auf; o mein Sohn! — Ich sterbe. (Sie sinkt auf den Rasen nieder.)

Der Engel.

Agar, Agar, ermuntre dich, den Herrn anzubeten.

Agar. (kömmt wieder zu sich selbst.)

Ismael!

Der Engel.

Sammle deine Sinne wieder, Agar, und betrachte deinen Sohn.

Agar.

Mein Sohn! — Ich hab' ihn wieder! So ist es denn kein Traum.

Ismael. (richtet sich in die Höhe.)

Ach! ich bin wie neugeboren.

Agar.

O mein Sohn, liebes Kind, komm in meine Arme, komm und umarme die glücklichste unter allen Müttern. — Was sag' ich? — Mein, laß uns niederwerfen auf unser Antlitz, und dem Herrn danken.

Ismael.

Was bin ich ihm nicht schuldig, liebste Mutter! er giebt uns einander wieder.

Der Engel.

Agar, geneuß ins künftige eines unwandelbaren Glücks: Gott befahl mir, dich zu prüfen. Er ist zufrieden, und dein Unglück hat ein Ende. Erziehe dieses Kind; gieb ihm Tugenden; flöße ihm Furcht und vor allen

allen Dingen Liebe des Herrn ein. Dieses ist das würdigste Dankopfer, so du ihm dafür bringen kannst.

Agar.

Ach! könnt' ich nach solchen Wohlthaten unterlassen, es zu thun?

Der Engel.

Dein Beispiel, Agar, belehre die Welt auf immer; es verbessere das Murren der unsinnigen Sterblichen; und predige laut, daß Gott Geduld, Unterwerfung, Muth und Tugend zu belohnen weiß.

V.

Analyse des Fonctions du Systeme nerveux, pour servir d'Introduction à un Examen pratique des Maux de Nerfs; par Mr. de la Roche, Docteur en Medecine de la Faculté de Geneve. A Geneve. 1778. 2 Vol. 8.

Das Studium der Arzeneekunst ist von einem so weiten Umfang und so vermengt, daß es unstreitig viel Vortheil bringen muß, wenn man die verschiedenen Zweige besonders behandelt; aber man muß die Klugheit besitzen, ihre gegenseitige Abhängigkeit nie aus dem Gesichte zu verlieren. Alles ist in der animalischen Oekonomie mit einander verbunden. Die Modifikationen derer Organen, die man *Secretoires* nennt, sind fast von der nemlichen Beschaffenheit wie die Blutgefäße; und wenn die Bewegungen des Herzens und der Arterien von dem Nerveneinfluß hervorgebracht und regiert werden, so wird dieser hingegen wiederum durch die Circulation des Blutes, durch das Athmen, durch die Wärme u. s. f. unterhalten und beständig belebt. Indessen
hin

hindert das nicht, daß man nicht die Verrichtungen dieses oder jenes Organensystems besonders analysiren könne, wenn man nur zu gleicher Zeit seine Verhältnisse mit andern zeigt. Es muß sogar mehr Klarheit in den allgemeinen Ideen, mehr Bestimmtheit in den Theilen, und mehr Verbindung im Ganzen daraus entstehen; denn in allen Wissenschaften, wenn man Gegenstände untersuchen will, die in etwas zusammengesetzt sind, kann man nur durch Zergliedern sich eine hinlängliche Kenntniß davon erwerben. Um dieses dem Studium des menschlichen Körpers anzupassen, so giebt es wohl keinen Organ, dessen Verrichtungen die Aufmerksamkeit der Aerzte und Philosophen mehr verdienen, als die Nerven, weil sie, so zu sagen, die Regierer aller unserer Sensationen und aller unserer Bewegungen sind. Der Verfasser der Schrift, welche wir hier ankündigen, hat sich den Plan gemacht, in einem einzigen Werke die vornehmsten Entdeckungen zu sammeln, die man bisher in dem Studium der Nervenkrankheiten gemacht hat; ein Werk, womit er sich schon lange Zeit beschäftigt, und welches er dem Publikum vorzulegen sich vorgesetzt; um aber nicht durch den Mangel physiologischer Principien, die allgemein angenommen sind, aufgehalten zu werden, hat der Verfasser geglaubt, in einer Art von Einleitung, diejenigen vorher auseinander setzen zu müssen, die er angenommen hat. Er hat dieser Einleitungsschrift zu seinem größerm Werke den Titel gegeben: *Analyse des Fonctions du Systeme nerveux*, weil wirklich die vornehmsten Verrichtungen des Gehirns und der Nerven analytisch darinn behandelt werden.

Das ganze Werk ist in vier Theile abgetheilt. Die drei ersten, welche die wesentlichsten Allgemeinheiten über das Nervensystem, die Geseze der Sensationen und die Geseze der Muskelbewegungen enthalten, machen den ersten Band aus. Der Verfasser unterscheidet haupt-

sächlich

sächlich zweyerley Arten von Sensationen, nemlich Sensationen des Eindrucks und Sensationen des Bewußtseyns, welche vorzüglich in der innern Empfindung bestehen, welche die Seele von ihren eigenen Modificationen hat, und welche folglich durch die Abwesenheit gewöhnlicher Eindrücke eben so gut, als durch die direkte Mittheilung einiger Bewegungen, welche in den reizbaren Spitzen der Nerven erregt werden, hervorgebracht werden können. Indem Herr de la Roche von den vornehmsten Ursachen redet, welche die Muskelfasern zusammen ziehen, zieht er aus diesem Unterschied eine Betrachtung, welche, der großen Anwendbarkeit wegen, die in der Lehre von den Nervenkrankheiten davon zu machen wäre, etwas mehr aus einander gesetzt zu werden verdient hätte: daß nemlich die Ursachen der Sensationen des Bewußtseyns oft die Zusammenziehung von Muskeln bewirken können, die von dem Organ, auf welchen sie unmittelbar wirken, sehr entfernt sind, und das ohne Intervention des Sensoriums, und ohne drum eine Sensation von der nemlichen Art hervorzubringen, die oft von gereizten Ursachen herrühren, wie z. B. die Würmer, der Stein, oder andere fremde Körper, in sehr entfernten Theilen sehr heftige Krämpfungen hervorbringen, ohne Intervention einer Sensation des Eindrucks. Kann man daraus nicht oft dieses in der Medicin so bekannte Sprichwort, welches, dem Schein nach, den Gesetzen der Bewegung so entgegen ist, erklären, *l'atonie engendre le spasme*?

Der ganze zweyte Band ist zu dem vierten Theil angewendet, welcher in der That der wichtigste und der neueste ist. Der Verfasser entwickelt darinn mit vieler Feinheit und Klarheit die Berrichtungen des Gehirns, welches er als den Vereinigungspunkt des ganzen Nervensystems ansieht. Er bemüht sich vorzüglich zu beweisen, daß unter diesem Gesichtspunkt das Gehirn zwey-
ent-

entgegengesetzter Zustände (états) fähig sey, die wechselseitig auf einander folgen, und gemeinlich einander angemessen sind. Ohne auf ihre physische Grundursache zurückgehen zu wollen, giebt er ihnen die willkürlichen Benennungen *etat d'excitement* und *etat d'affaiblissement*, mit der Erinnerung, daß seine Absicht nicht ist, durch diese Ausdrücke eine Modifikation der markichten Substanz anzuzeigen, welche geschieht ist, sie hervorzubringen, sondern nur die mehrere oder mindere Energie des *Principium vitale* im Gehirn zu bezeichnen; fast so wie die Physiker die Namen *positive* und *negative Electricität* den verschiedenen Beschaffenheitszuständen des elektrischen Fluidums in denen Körpern, denen seine Kraft mitgetheilt ist, zueignen, je nachdem sie mehrmaassen, daß dieses Fluidum mehr oder minder darinn übergegangen, oder mehr oder minder in Bewegung ist, als in dem gewöhnlichen Zustande dieser Körper. Doch es sey mit dieser Benennung wie es wolle, Herr de la Roche glaubt, daß die Existenz dieser beyden Zustände, ihre regelmäßige und abwechselnde Succession, das Verhältnis, welches unter ihnen Statt findet, von einem allgemeinen Gesetz der Natur abhängen, welches vielleicht allen organisirten Körpern gemein, und einer sehr weitumfassenden Anwendbarkeit fähig ist, nicht nur in der Praktik, sondern auch für die Erklärung vieler psychologischer Phänomenen, die bis ist als unerklärbar angesehen worden sind. Er läßt sich bey dieser Gelegenheit über den Zustand des Schlags, über den Zustand des Wachens, über die verschiedenen Ursachen des Todes u. s. f. ziemlich umständlich ein. Er zieht zugleich neue Beweise für seine Theorie daraus, in dem er den Gebrauch davon darthut. Er endigt seine Untersuchungen mit einer Hypothese über die Natur des Fluidums des Nervensystems, welches er als den Nerven einverleibt ansieht, so wie das magnetische Fluidum dem Eisen ein-

verleibt ist, und welches er für nichts anders hält, als den Aether des Newtons, auf eine besondere Art durch das Nervenmark modificirt: aber wir wollen ihm in seinen Muthmaßungen nicht weiter folgen. Diejenigen von unsern Lesern, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, werden in diesem Werke Methode, neue und interessante Ausichten, Gelehrsamkeit ohne Prunk, eine gute Logik ohne Pedanterey finden; und obgleich der Stil des Verfassers nicht diejenige Wärme hat, mit welcher diese Materie behandelt werden konnte, so sind wir doch versichert, daß man es nicht ohne Vergnügen und ohne Nutzen lesen wird.

Kurze Nachrichten.

I.

Dictionnaire Iconologique, ou Introduction à la connoissance des Peintures, Sculptures, Estampes, Medailles, Pierres gravées, Emblemes, Devises &c. avec des descriptions tirées des Poetes anciens & modernes; par Mr. de Pre. el. Nouvelle edition, revue & considerablement augmentée. 2 Vol. 8. Prix 4 Liv. 4 Sols broché. à Paris chez Hardouin, 1779.

Alle Sprachen haben ihr Wörterbuch, welches die verschiedenen Bedeutungen der Wörter erklärt, modificirt und bestimmt. Die allegorische Sprache, die Sprache der bildenden Künste bedurfte um so viel mehr eines solchen Wörterbuchs, da sie eine stumme Sprache ist, die nur durch die Augen zum Verstand reden kann, und gezwungen ist, um moralische oder intellectuelle Ideen